

Zeit & Schrift

**Armut und
Reichtum**

**In der Schule
Gottes**



Editorial

3 Mehr Nüchternheit, bitte!

Michael Schneider

Bibelstudium

4 Gottes befremdendes Wirken (2)

Hanswalter Gieseke

Bibel im Alltag

12 Die »Mitte« zwischen Armut und Reichtum

Eberhard Schneider

20 In der Schule Gottes

David R. Reid

Lebensfragen

22 Sprechen wir vom Sündenfall

Karl Otto Herhaus

Kurzpredigt

30 Farewell address

Marcel Haldenwang

Vor-Gelesen

34 Berufung

Jochen Klein

Die Rückseite

36 Herr, wir brauchen Regen

Charles E. Cowman

Zeit & Schrift

17. Jahrgang 2014

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Mechthild Weck
Deutsche Bank 24 AG Berlin
BLZ 100 700 24
Konto Nr. 1492271

Layout:

Wolfgang Schuppener

Versand:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Mehr Nüchternheit, bitte!

Am 28. Juli ereignete sich in der italienischen Stadt Caserta eine »Sensation« (*ideaSpektrum* 30/2014): Papst Franziskus besuchte eine Pfingstgemeinde, mit deren Pastor er seit Jahren befreundet ist, und bat öffentlich um Vergebung für das Unrecht, das die katholische Kirche der Pfingstbewegung angetan habe. »Unter jenen, die die Mitglieder der Pfingstgemeinden verfolgt oder verurteilt haben, als ob sie Verrückte seien, waren auch Katholiken«, so der Papst. Mit seinem Besuch in Caserta wollten er und Pastor Giovanni Traettino »ein konkretes und sichtbares Zeichen der Ökumene setzen«.

Die Reaktionen waren vielerorts enthusiastisch. Traettino selbst sprach von einem »großen und unerwarteten Geschenk«, das der Papst der Pfingstbewegung gemacht habe, »eines, das bis heute fast undenkbar schien«. Und an den Papst persönlich gerichtet: »Mit Männern wie Ihnen gibt es Hoffnung für uns Christen.« Der Generalsekretär der Weltweiten Evangelischen Allianz, Geoff Tunnicliffe, bezeichnete den Besuch als »starkes Signal für die ganze Welt« und als »großartiges Beispiel«. Für Hartmut Steeb, den Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz, war es »ein großartiger Schritt ganz im Sinne der Evangelischen Allianz«.

Selbstverständlich gab es auch kritische Stimmen. »Das, was Rom durch Verfolgung nicht geschafft hat, schafft es jetzt durch das Machen auf Harmonie und Versöhnung, nämlich die Evangelikalen total zu vereinnahmen«, meinte ein Leser des christlichen Medienmagazins *pro* auf dessen Internetseite. Das sei »die letzte große Verführung«. Noch drastischer formulierte es ein Besucher des Blogs *Der Ruf an die Gemeinde Christi*: »Der Papst will die Ökumene, die satanistische Einheitskirche. Und dafür muss er zum Schein den Evangelikalen ein ganzes Stück entgegenkommen.« Die Folgen dieser Annäherung verglich der Betreiber des Blogs mit einem Erdbeben, das 2009 in Sachsen-Anhalt ein Haus zur Hälfte in die Tiefe riss: »Das reformatorische Fundament des Hauses der Deutschen Evangelischen Allianz ist eingebrochen und das Gebäude mitten durchgerissen – eine Ruine.«

Zeit & Schrift steht weder der Pfingstbewegung nahe noch sind wir ein Werk der Evangelischen Allianz – insofern könnte uns die Diskussion um den Papstbesuch in Caserta eigentlich kaltlassen. Doch sogar wir mussten letztes Jahr als Beispiel dafür herhalten, »wie weit die ökumenische Verblendung schon bis in die Reihen ehemals bibeltreuer Christen vorgedrungen ist« (Rudolf Ebertshäuser) – nur weil wir es gewagt hatten, zwei Bücher Joseph Ratzingers positiv zu erwähnen. Vielleicht ist daher an dieser Stelle ein Plädoyer für mehr Nüchternheit angebracht:

Weder müssen wir einen Papst, der einen Schritt auf die Evangelikalen zugeht, gleich zum Reformator der Kirche und zum Hoffnungsträger der ganzen Christenheit hochjubeln, noch müssen wir jeden evangeliumsgemäßen Ansatz in der katholischen Kirche von vornherein als Täuschungs- und Vereinnahmungsversuch abtun. Die aktuellen Entwicklungen (Veränderungen?) unter Papst Franziskus verfolgen wir durchaus mit Interesse, aber wir sind uns bewusst, dass weite Teile der katholischen Lehre nach wie vor keine Grundlage in Gottes Wort haben. Allein die Heilige Schrift kann Maßstab unseres Glaubens sein, und an ihr hat sich jede Lehre und Praxis zu messen, ob evangelisch oder katholisch, pfingstlerisch oder antipfingstlerisch, allianzfreundlich oder allianzfeindlich. Folgen wir auch heute noch vorurteilsfrei dem Beispiel der Beröer (Apg 17,11)!

Michael Schneider

Gottes befremdendes Wirken (2)

»Diesen [Jesus], der nach dem bestimmten Ratschluss und nach Vorkenntnis Gottes hingegeben worden ist, habt ihr durch die Hand von Gesetzlosen an das Kreuz geschlagen und umgebracht.« (Apg 2,23)



Ratschluss und Vorkenntnis Gottes

Schon im Alten Testament hatte der HERR sich seinem Volk als der *eine* »unvergleichlich Wirksame« zu erkennen gegeben und sich vorgestellt als der, »*der ich von Anfang an den Ausgang verkünde und von alters her, was noch nicht geschehen ist, – der ich spreche: Mein Ratschluss soll zustande kommen, und alles, was mir gefällt, führe ich aus ... Ja, ich habe es geredet, ja, ich werde es auch kommen lassen. Ich habe es gebildet und ich führe es auch aus*« (Jes 46,10). Und im Neuen Testament bezeugt der Apostel Paulus, dass dieser Ratschluss für die nach Gottes Vorsatz Berufenen ein *Heilsratschluss* ist: »*Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken*« (Röm 8,28; vgl. Eph 1,11).

Durch Gottes in seiner Souveränität getroffenen Ratschluss und seine Vorkenntnis ist indessen kein ein für alle Mal starr festgelegter Geschehensablauf bestimmt, denn in diesem hat unbegreiflicherweise auch die Kreatur und insbesondere der Mensch in (wenn auch begrenzter) Freiheit seinen eigenen Wirkungsraum. Die christliche Verkündigung spricht von Gottes Vorsehung (Ratschluss) und von Freiheit, und sie hat ihre Besonderheit darin, beides *nebeneinander* stehen zu lassen. Hierdurch wird dann allerdings eine christliche Geschehensdeutung unmöglich. »Christ sein, das heißt gerade: *die Undeutbarkeit des Geschehens aushalten können* ... Nicht das Geschehen ist gut, nicht sein ›Sinn‹, sondern *Gott ist gut*« (Otto Weber).

Zulassung oder befremdendes Wirken Gottes?

Gott ist niemals nur »müßiger Zuschauer« irgendeines Geschehens, aber seine gottheitliche *Allmacht* schließt in paradox erscheinender Weise auch sein frei gewähltes Vermögen zur *Ohnmacht* ein. Dies kann sich angesichts des Geschehens von Bösem als die *Zulassung* einer Verführung durch den Teufel auswirken. Eine solche wird jedoch niemals einen dauerhaften Erfolg haben, sondern über kurz oder lang von einem nachfolgenden aktiven Handeln zur Ausführung von Gottes eigenem souveränen Ratschluss abgelöst werden, der die Absichten des Teufels zunichtemacht und ins Gegenteil verkehrt. Auf diese Weise können etwa verschiedene Beispiele aus Teil 1 dieses Beitrags (insbesondere das der Prüfung von Hiobs Festhalten an seiner Gottesfurcht angesichts des von Satan über ihn gebrachten Unglücks) gedeutet werden.

Eindrücklicher wird das allerdings noch an einem weiteren alttestamentlichen Beispiel deutlich gemacht, nämlich dem Weg Josefs. Gott *lässt zu*, dass die Brüder, getrieben von Hass und Neid, Josef nach Ägypten verkaufen, sowie ebenfalls, dass er durch die Verleumdung der Frau des Potifar ins Gefängnis geworfen wird, nimmt aber dies zum Anlass, ihn zum Herrscher über Ägypten und zum »Erhalter des Lebens« zu machen (vgl. 1Mo 45,5–8). Josef selbst wird dies später gegenüber seinen Brüdern in die Worte fassen: »*Ihr zwar, ihr hattet Böses gegen mich beabsichtigt; Gott aber hatte beabsichtigt, es zum Guten zu wenden*« (1Mo 50,20).

Es muss indessen beachtet werden, dass das Substantiv *Zulassung* in der Heiligen Schrift an keiner Stelle und das zugehörige Verb in Verbindung mit einem Handeln Gottes nur wenige Male – und zwar ausschließlich in verneinender Form – verwendet wird (vgl. Ps 55,23; 66,9; 121,3; 1Kor 10,13). In einem solchen Sinn könnte dann auch Gottes Beschützen von Jesus vor allen Anschlägen, angefangen von den Mordplänen des Herodes (Mt 2,13f.) und der Bürger von Nazareth (Lk 4,28–30) sowie den ständigen Tötungsabsichten der Schriftgelehrten und Pharisäer (vgl. z. B. Joh 5,16.18; 7,1), solange »seine Stunde noch nicht gekommen« war (Joh 7,30; 8,20), als seine Nichtzulassung verstanden werden. Der positive Gebrauch dieses Ausdrucks wird aber höchst fragwürdig, wenn es sich um das Leben unseres Herrn Jesus Christus in seinem Menschsein und in ganz besonderer Weise um sein Leiden und Sterben handelt. Hier muss z. B. den Reformatoren Luther und Calvin vorbehaltlos Recht gegeben werden, wenn sie die Behauptung einer *bloßen Zulassung* von Seiten Gottes diesbezüglich entschieden abweisen.

Dies mag an einem Ereignis beispielhaft aufgezeigt werden, das unmittelbar vor Beginn der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, gleich nach seiner Taufe, der Niederkunft des Heiligen Geistes und der aus dem Himmel gehörten Stimme »*Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe*« (Mt 3,17), stattfand. Danach wird nämlich Jesus »*von dem Geist in die Wüste hinaufgeführt, um von dem Teufel versucht*«



zu werden; und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn schließlich« (Mt 4,1f.). Der Geist selbst schafft somit Umstände, die eine wirklich ideale Voraussetzung für den Satan bieten – ein wenig vergleichbar mit der Hiobs bei dessen Versuchung –, Jesus durch eigenmächtiges Handeln aus dieser Notlage herauszulocken: zuerst aus Steinen Brot zu machen gegen seinen Hunger, dann durch das Sich-Hinabwerfen von der Zinne des Tempels seine Wundermacht zu erweisen und schließlich durch die Anbetung des Teufels »alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit« beherrschen zu können, ohne zuvor den Leidensweg gehen zu müssen.

Jesu Verharren im demütigen Gehorsam unter Gott findet ihren Ausdruck in der letzten der drei Abweisungen des Teufels: »Geh hinweg, Satan! Denn es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen«. Denn danach bleibt dem Teufel nichts anderes übrig, als Jesus zu verlassen, und dieser erfährt die Anerkennung des Himmels: »Siehe, Engel kamen herbei und dienten ihm« (vgl. Mt 4,10f.; Mk 1,12f.; Lk 4,1–3.8.13). Als weitere Folge von Jesu Bestehen der Versuchung kann dieser selbst nun den »Starken binden und seinen Hausrat rauben« (Mt 12,29), d. h. Kranke heilen, Menschen aus der Gebundenheit Satans befreien (vgl. z. B. Lk 13,16) und Dämonen austreiben (vgl. Mt 8,28–32; 12,22; Mk 1,23–26; 5,1–13; Lk 8,27–33; 11,14).

Einschließung in den Ungehorsam um des Erbarmens willen

Ungeachtet dieses vollmächtigen segensreichen Wirkens Jesu gegen die Macht des Teufels verbleibt diesem dennoch die Möglichkeit, die Annahme der guten Botschaft bei den meisten von dessen Zuhörern zu verhindern. Der Apostel Paulus wird den Grund dafür später wie folgt beschreiben: »Wenn aber unser Evangelium doch verdeckt ist, so ist es nur bei denen verdeckt, die verloren gehen, den Ungläubigen, denen der Gott dieser Welt [d. i. der Teufel] den Sinn verblendet hat« (2Kor 4,3f.). Das Unbegreifliche daran ist indessen, dass diese Verblendung mit dem ausdrücklichen Willen Gottes geschieht. Und Jesus selbst bestätigt dies, indem er ein Wort des HERRN aus der Berufungsvision Jesajas (Jes 6,9f.) aufnimmt und die Weise seiner Predigt hiermit begründet.

So erklärt Jesus seinen Jüngern: »Darum rede ich in Gleichnissen zu ihnen, weil sie sehend nicht sehen und hörend nicht hören und nicht verstehen; und es wird an ihnen die Weissagung Jesajas erfüllt, die lautet: Mit Gehör werdet ihr hören und doch nicht verstehen und sehend werdet ihr sehen und doch nicht wahrnehmen; denn das Herz dieses Volkes ist dick geworden und mit den Ohren haben sie schwer gehört, und ihre Augen haben sie geschlossen, damit sie nicht etwa mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren und ich sie heile!« (Mt 13,13–15; vgl. Mk 4,10–12; Joh 12,37–40; Röm 11,7f.). Und bei der Erklärung des auf den Weg gefallenen Samens fügt er noch hinzu: »Die aber an dem Weg

sind die, welche hören; dann kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihren Herzen weg, damit sie nicht glauben und gerettet werden« (Lk 8,12; vgl. Mt 13,19; Mk 4,15).

Wir nähern uns dem Verstehen dieses äußerst befremdlichen Tuns Gottes, wenn wir uns die Begrenzung des vordergründigen Auftrags Jesu vor Augen führen: »Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel« (Mt 15,24; vgl. 10,5f.; 15,26; Mk 7,27) und diesen zu dem unvergleichlich weiteren Umfang seiner Sendung in Beziehung setzen, wie er bereits in der Prophetie des Alten Testaments als Verheißung enthalten ist. Die dort aus Enttäuschung über den scheinbaren Misserfolg geäußerte Klage »Umsonst habe ich mich abgemüht, vergeblich und für nichts meine Kraft verbraucht« wird nämlich durch die viel weiter gehende Zusage entkräftet: »Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, um die Stämme Jakobs aufzurichten und die Bewahrten Israels zurückzubringen. So mache ich dich auch zum Licht der Nationen, dass mein Heil reiche bis an die Enden der Erde« (Jes 49,4.6). Dies liefert zugleich auch eine Begründung für den Beschluss Gottes, dass gemäß der Prophezeiung im Buch Daniel für Israel »nach den 62 Wochen der Messias weggetan (oder: ausgerottet) werden und nichts haben« wird (Dan 9,26, ÜEÜ).

Jesus selbst bekennt sich zuerst im Tun (vgl. Mt 15,28; Mk 7,29f.) und dann auch in einem Wort an die Juden zu dem erweiterten Umfang seiner Sendung: »Ich habe andere Schafe, die nicht aus diesem Hof [d. h. Israel] sind; auch diese muss ich bringen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird eine

Herde und ein Hirte sein« (Joh 10,16). Auf die ganze Weite und Tiefe dieses ewigen Ratschlusses Gottes – in seiner Güte und Strenge – kann hier nicht eingegangen werden. Ihrer Durchleuchtung sind im Römerbrief drei ganze Kapitel (Röm 9–11) gewidmet; sie enden mit der Schlussfolgerung: »Denn Gott hat alle in dem Ungehorsam eingeschlossen, damit er sich aller erbarmt« (Röm 11,32).

Die Vielfältigkeit des Leidens Jesu Christi als Mensch

Wenn man sich mit den Leiden Jesu beschäftigt, die er während seines Erdenlebens vor Beginn seines Kreuzesleidens erlitten hat, so könnte man vielleicht denken, dass diese Leiden (griech. *pathaema*, *pathaemata*) unter der bloßen Zulassung Gottes erduldet worden seien. Doch insbesondere der Hebräerbrief legt dar, dass auch bei diesen Gott eine aktive Rolle zukommt und dass diese Leiden, wiewohl nicht selbst *Sühneleiden*, dennoch vorbereitend auf solche hingerrichtet sind. Dort heißt es nämlich: »Es gezielte ihm [Gott], um dessentwillen alle Dinge und durch den alle Dinge sind, indem er viele Söhne zur Herrlichkeit führte, den Urheber ihrer Rettung durch Leiden vollkommen zu machen« (Hebr 2,10). Und weiter: »Daher musste er [Jesus] in allem den Brüdern gleich werden, damit er barmherzig und ein treuer Hoherpriester vor Gott werde, um die Sünden des Volkes zu sühnen; denn worin er selbst gelitten hat, als er versucht worden ist, kann er denen helfen, die versucht werden« (Hebr 2,17f.). Sowie schließlich noch: Christus »lernte, obwohl er Sohn war, an dem, was er litt, den Gehor-

sam« (Hebr 5,8; vgl. Phil 2,7f.).

Jesu Leiden als Mensch beginnen dem Grundsatz nach bereits mit seiner Geburt, wengleich sie als aktives Leiden erst vor unsere Augen gestellt werden, nachdem er seinen Dienst begonnen hat. Er leidet *mit* den Menschen, denen er begegnet; gerade auch dann, wenn er heilt und Dämonen austreibt, »nimmt er [gleichsam] ihre Schwachheiten auf sich und trägt ihre Krankheiten« (Mt 8,16f.; vgl. Jes 53,4). Er ist »innerlich bewegt« sowohl über die Volksmengen (Mt 9,36; 14,14; 15,32; Mk 6,34; 8,2) als auch über einzelne Leidende und Trauernde (Mt 20,34; Mk 1,41; Lk 7,13), und angesichts des Todes des Lazarus »ergrimmt« und »erschüttert er sich« sogar (Joh 11,33.38), obgleich er diesen anschließend wieder ins Leben zurückruft.

Jesus, der einzige *gerechte* Mensch (vgl. Mt 5,6), leidet zutiefst unter der *Ungerechtigkeit* der vom Teufel beherrschten Menschen und wird umgekehrt um seiner *Gerechtigkeit* und seiner *Liebe* willen von diesen gehasst und befeindet, da er ihnen als »das Licht der Welt« (Joh 8,12; vgl. 9,5; 12,35.46) vor Augen stellt, dass sie die »Finsternis« mehr lieben als das Licht, weil ihre Werke böse sind (Joh 3,19). Einen Höhepunkt erreicht dieser Hass dann noch, weil er sich zu Gott als seinem Vater bekennt (vgl. Joh 5,18; 10,31.33.39).

»Über Jesu Leben lag der Schatten des Todes« (J. N. Darby), sein Weg ging unausweichlich auf das Kreuz zu. War er auch seinerseits den Menschen völlig zugewandt, so blieb er dessen ungeachtet doch bis zur Vollendung dieses Leidensweges der »einsame



Fremdling«. Mit nur ganz wenigen Menschen, etwa den Geschwistern in Betanien (vgl. Lk 10,38–42; Joh 11,1.3.5), vermochte er vertraute Gemeinschaft zu pflegen – seine Liebe wurde dann auch von Maria in einzigartiger Weise erwidert (Joh 11,2; 12,2f.). Jesus konnte zwar auch seinen Jüngern seine vollkommene Fürsorge erweisen und sogar anerkennen, dass sie – freilich nur bis Gethsemane – »in seinen Versuchungen mit ihm ausgeharrt hatten« (Lk 22, 28), aber doch war ihr Verständnis und ihr Mitgefühl für seinen Dienst und sein Leiden äußerst unvollkommen – er bezeichnete sie zwar als »seine Freunde« (vgl. Joh 15,14f.), aber erst nach seiner Auferstehung nannte er sie »seine Brüder« (Mt 28,10; Joh 20,17).

Jesu Sühneleiden am Kreuz von Golgatha

Jesu Kreuz steht unter dem eigenartigen *Muss* des freien, aber in dieser Freiheit gnädigen Willens Gottes. Von einem *Muss* seines »Getauft-Werdens«, d. h. dem Erleiden des Todes, und der vorausgehenden Bedrängnis redete Jesus zuerst verhüllt zu seinen Jüngern (Lk 12,50), als ein solches *Muss* enthüllte er es ihnen dann in seiner ersten Leidensankündigung (Lk 9,22; Mk 8,31; Mt 16,21; vgl. Mt 26,54; Lk 17,25), und als ein *Musste* erklärte er als der Auferstandene sowohl den Emmaus-Jüngern als auch den versammelten elf die bereits in den Schriften vorausgesagte Notwendigkeit seines Todesleidens (Lk 24,26.44–46; vgl. Apg 17,3; 3,18; 26,23).

Jesus wurde von Gott *hingegen* (oder: *überliefert*, griech. *pa-*

radidomi) (Röm 4,25; 8,32); er hat zugleich »*sich selbst für uns (bzw. die Gemeinde) hingegen*« (Gal 1,4; 2,20; Eph 5,2.25), aber dieses *Hingegen* oder *Überliefern* »in der Menschen bzw. der Sünder Hände« (Mt 17,22f.; 26,45; Mk 9,31; 14,41; Lk 9,44) und an die »Nationen« (Mt 20,18f.; Mk 10,33f.; Lk 18,32f.) geschah wesentlich durch vom Satan beherrschte Menschen, nämlich die ungläubigen Juden (Apg 3,13), insbesondere die »*Hohenpriester mit den Ältesten und dem ganzen Hohen Rat*« (Mk 15,1; vgl. Mt 27, 2) sowie zuvor schon durch den vom Satan »in Besitz genommen« (Lk 22,3; Joh 13,27) Judas Iskariot (Mt 26,15f.24f.46; 27,3f.; Mk 14,10f.18.21.42.44; Lk 22,4.6.22.48; Joh 6,71; 13,21; 18,2.5).

Hier erreicht die »Befremdlichkeit«, deutlicher ausgedrückt: die »Unbegreiflichkeit« des Handelns Gottes ihren absoluten Tiefpunkt. Jesus kann seinen Jüngern bei ihrem letzten Zusammensein voraussagen: »*Der Fürst der Welt kommt; und in (oder: an) mir hat er gar nichts* (d. h. auf mich hat er keinerlei Besitzanspruch)« (Joh 14,30), denn er weiß, dass er wenig später in Gethsemane, wenn auch »in angstvollem Kampf«, der letzten Versuchung des Satan siegreich widerstehen (Lk 22,44; vgl. Hebr 5,7) und seinen Willen ganz dem Willen des Vaters unterwerfen wird: »*Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille!*« (Mt 26,42). Dementsprechend hält er bei seiner Gefangennahme den Jüngern die als entschiedene Verneinung gemeinte Frage entgegen: »*Den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, soll ich*

- 1 Eine ausführliche Betrachtung über den Begriff »Sühnung« findet sich in dem Beitrag »In Christus Jesus (1)«, *Zeit & Schrift* 4/2009, S. 8–13.
- 2 Das unveränderliche ewige Vater-Sohn-Verhältnis in der Dreieinigkeit Gottes kann hier nicht zur Deutung herangezogen werden.
- 3 Man denke etwa an die Situation einer besorgten Mutter am Bett ihres fieberkranken oder gar bewusstlosen Kindes.

den nicht trinken?» (Joh 18,11). Den Hohenpriestern und Hauptleuten des Tempels, die gegen ihn gekommen sind, muss er zwar zugestehen: »Dies ist eure Stunde und die Macht (oder: der Machtbereich) der Finsternis« (Lk 22,53), darf aber seinen Jüngern getrost versichern: »Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir« (Joh 16,32; vgl. 8,29).

Jesu Kreuzesleiden ist als Sühneleiden¹ ein Leiden, d. h. eine unzerteilbare Ganzheit, nämlich das an dem *einen* Sündlosen stellvertretend ausgeführte Zorngericht des heiligen Gottes über die Sünde der Welt (Joh 1,29; 1Joh 2,2; 4,10; in dieser Hinsicht unterscheidet es sich grundlegend von dem Zorngericht Gottes über sein Volk Israel, da ein solches Gericht dieses wegen seiner *eigenen* Schuld traf). Es wird symbolisiert als Trinken des von Jesus aus der Hand des Vaters entgegengenommenen Kelchs.

Indessen muss dieses *eine* Leiden aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden, nämlich zum einen als Leiden unter der Hand der Menschen, die, von Satan als dem Widersacher Gottes angestiftet, an dem einzig Gerechten ihr »Sündenmaß« vollmachen, aber entgegen ihrem eigenen Willen als Werkzeuge Gottes seinen ewigen Ratschluss, in Christus die Welt mit sich zu versöhnen (vgl. 2Kor 5,19), verwirklichen helfen, sowie zum anderen als Leiden, mittelbar oder unmittelbar, unter der Hand Gottes selbst. Dies wird schon aus den verschiedenen Berichten der vier Evangelien, noch deutlicher aber aus den mehr die Innenseite dieses Leidens beleuchtenden Voraussagen der Propheten und Psalmen ersichtlich.

Jesu unmittelbares Leiden von Seiten Gottes erreicht in der Finsternis jener drei Stunden seinen Höhepunkt; der aus Ps 22 entlehnte Schrei »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« gibt Zeugnis von seiner unauslotbaren Tiefe. Da stellt sich die Frage, wie das Durchleiden dieser absoluten Verlassenheit von Seiten Gottes mit Jesu nur wenige Stunden vorher geäußelter Zuversicht, dass er nicht allein, sondern dass der Vater bei ihm sei, zu vereinbaren ist. Hier ist erst einmal zu bedenken, dass das Verhältnis des Sohnes *als Mensch* zu seinem Vater² kein Verhältnis zwischen zwei gleichgestellten Partnern ist, sondern dass, wiewohl beide in der gleichen gegenseitigen Liebesbeziehung miteinander verbunden sind, der Sohn dem Willen des Vaters unterworfen ist (vgl. Joh 4,34; 5,30; 6,38), dass aber das Umgekehrte nicht gilt. Bezüglich der Gemeinschaft zwischen Vater und Sohn während seines Kreuzesleidens wird in der Heiligen Schrift nichts weiter berichtet, als dass Jesus zu Anfang seiner Kreuzigung den Vater um Vergebung für seine Peiniger bittet (Lk 23,34) und dass er unmittelbar vor seinem Abscheiden seinen Geist in die Hände des Vaters übergibt (Lk 23,46).

Dazu steht dann keineswegs im Widerspruch, dass Jesus selbst – ohne dass der Vater sein »Dabei-Sein« irgendwann hätte unterbrechen müssen – unter dem Erdulden einer absoluten Einsamkeit als Folge des Verlassenseins von dem richtenden Gott – nicht von dem liebenden Vater – dieses Wissen zeitweilig vollständig entgleiten kann. Es sol-

len hier nicht zwischenmenschlich realisierte Beispiele für eine derartige völlig asymmetrisch erlebte Situation bemüht werden, wengleich solche z. B. bei Eltern-Kind-Beziehungen leicht aufzuweisen wären,³ sondern es solle eine prophetische Aussage herangezogen werden, um diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen. In Ps 22,15 klagt der unter der Verlassenheit von Seiten Gottes leidende Psalmist – wir dürfen dafür die Stimme des gekreuzigten Herrn Jesus einsetzen: »Wie Wachs ist mein Herz geworden, zerschmolzen in meinem Innern«, und dies können wir als die – in dem Verlassensein von Gott miteingebundene – Unfähigkeit auch zum Empfang und Festhalten irgendeines trostvollen Gedankens interpretieren. »Alle Not verdichtete sich in seinem Tode, und weder ein Trost der Liebe noch die Gemeinschaft mit seinem Vater konnten dieses Leiden lindern oder auch nur für einen Augenblick mit diesem furchtbaren Kelch und dem Fluch in Verbindung gebracht werden, den er zu tragen hatte« (J. N. Darby).

Der Beginn von Jesu Sühneleiden liegt in jener kurzen Zeitspanne zwischen Jesu Gebetskampf in Gethsemane, wo er sich dem Willen des Vaters unterwirft, den Kelch des Gerichts zu trinken, und seiner gleich darauf erfolgenden Gefangennahme, während der er den Jüngern gegenüber zum Ausdruck bringt, dass er den Kelch, den ihm der Vater gegeben hat (Vergangenheitsform!), trinken will. Dieser Beginn ist gekennzeichnet durch falsche Anschuldigungen, Verhöhnungen und Misshandlungen, zuerst im Ho-



hen Rat (vgl. Mt 26,57.59–68; Mk 14,53–65; Lk 22,63–71; Joh 18,19–24), anschließend vor Pilatus (vgl. Mt 27,1f.11–31; Mk 15,1–20; Lk 23,1–5.13–25; Joh 18,28–19,16) und zwischendurch noch vor Herodes (vgl. Lk 23,6–12).

An Jesus kommt hier die prophetische Voraussage des sog. »dritten Gottesknechtslieds« zur Erfüllung: *»Ich bot meinen Rücken den Schlagenden und meine Wangen den Raufenden, mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmähungen und Speichel. Aber der Herr, HERR, hilft mir. Darum bin ich nicht zuschanden geworden, darum habe ich mein Gesicht hart wie Kieselstein gemacht. Ich habe erkannt, dass ich nicht beschämt werde«* (Jes 50,6f.). Und dass diese dem eigentlichen Kreuzesleiden vorausgehenden Misshandlungen schon Bestandteile seines stellvertretenden Sühneleidens bedeuten, ist in dem vierten Gottesknechtslied ausgesagt: *»Er war durchbohrt (oder: verwundet) um unserer Vergehen willen, zerschlagen um unserer Sünde willen. Die Strafe lag auf ihm zu unserem Frieden, und durch seine Striemen ist uns Heilung geworden«* (Jes 53,5). Die letzte dieser Aussagen wird im Neuen Testament noch einmal ausdrücklich bestätigt: *»... durch dessen [d. h. Christi] Striemen ihr geheilt worden seid«* (1Petr 2,24).⁴

Jesu Kreuzigung selbst ist wieder gefolgt von Lästerungen der Vorübergehenden (Mt 27,39f.; Mk 15,29f.), der Verspottung der Hohenpriester mit den Schriftgelehrten und Ältesten (Mt 27,41–43; Mk 15,31f.; Lk 23,35) sowie der Soldaten (Lk 23,36f.) und der (zumindest anfänglichen) Schmähung der bei-

den Mitgekreuzigten (Mt 27,44; Mk 15,32). Vorangegangen ist noch das Anbieten des (wohl als Betäubungsmitteldienenden) Tranks *»Wein mit Galle vermischt«* bzw. *»mit Myrrhe vermischter Wein«*, den Jesus aber verweigert (Mt 27,34; Mk 15,23), gefolgt von der schmachvollen Verteilung bzw. Verlosung seiner Kleider (vgl. Mt 27,35; Mk 15,24; Lk 23,34; Joh 19,23f.).

Von diesen Leiden, die Jesus durch gottlose Menschen ange-tan werden, heben sich indes die Leiden ab, die in der von der sechsten bis zur neunten Stunde über das ganze Land hereinbrechenden Finsternis unmittelbar durch Gott verursacht sind. An deren Ende ertönt nach dreistündigem Schweigen – in hebräisch-aramäischer Sprache – Jesu lauter Schrei: *»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«* (Mt 27,46; Mk 15,34; vgl. Ps 22,2). Es folgt dann noch die Klage: *»Mich dürstet!«*, ihre vom Gespött der Soldaten (Mt 27,47–49; Mk 15,35f.) begleitete Er-hörung mittels eines Trunks Essig (Joh 19,28f.),⁵ der anschließende Siegesruf: *»Es ist vollbracht!«* (Joh 19,30)⁶ und der letzte, seinem Ver-scheiden unmittelbar vorausge-hende laute Schrei: *»Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist!«* (Lk 23,46). Mit Jesu Tod ist sein Sühneleiden beendet; er hat den Kelch des Zorns Gottes bis zum letzten Tropfen geleert. Dies wird durch das Zerreißen des Tempelvorhangs (Mt 27,51; Mk 15,38; Lk 23,45) zeichenhaft bekundet und erfährt seine endgültige göttliche Bestätigung durch die Auferweckung Jesu Christi am dritten Tag.

4 Wir finden in der Heiligen Schrift keinerlei Hinweis darauf, dass Gott dem leidenden Menschen Jesus Christus am Kreuz noch auf eine andere unmittelbare Weise Striemen verursacht hätte.

5 Vgl. den Beitrag »Durst«, *Zeit & Schrift* 4/2012, S. 9–11.

6 Vgl. den nachstehenden Exkurs.

Exkurs: Einige Bemerkungen zu Joh 19,30

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vertrat der Bruder Clarence Esme Stuart (1828–1903), ein geachteter Lehrer in Reading (England), die Lehre, dass der Herr Jesus sein Erlösungswerk am Kreuz noch nicht vollständig vollbracht habe, sondern dass dies erst nach seinem Tod im Himmel geschehen sei, wo er »mit seinem eigenen Blut ein für alle Mal in das Heiligtum hineingegangen« sei (vgl. Hebr 9,12). Diese Lehre wurde von einer Anzahl von Brüdern zurückgewiesen, und auch William Kelly (1821–1906) verfasste eine ausführliche Widerlegung. An deren Schluss stellte er jedoch einige einschränkende Bemerkungen zur Kritik anderer bezüglich dieser Lehre, die für das rechte Verständnis des in Joh 19,30 bezeugten Wortes Jesu äußerst hilfreich sind und deshalb anstelle einer eigenen Erklärung hier mitgeteilt werden sollen:⁷

»Ich möchte jedoch enden mit einem Wort der Kritik auch an Stuarts Gegnern. Als Beweis, dass der Herr das Sühnungswerk vollkommen am Kreuz vollbracht hat und nicht erst nach seinem Tod, im Himmel, sind häufig die Worte des Herrn angeführt worden: »Es ist vollbracht.« Doch dies scheint mir als Argument gerade weniger geeignet, und zwar aus zwei Gründen. Erstens finden wir diese Worte nicht in Matthäus und Markus, die uns den Herrn als das Schuld- und Sündopfer vorstellen, sondern in Johannes, wo wir das Brandopfer finden, wo aber mit keinem Wort die Sühnung der Sünden erwähnt wird. Die Worte »Es ist vollbracht« haben dort auch nicht so sehr Be-

zug auf das Sühnungswerk, sondern vielmehr auf das, was wir in Joh 17,4 finden: »Ich habe dich verherrlicht auf der Erde, das Werk habe ich vollbracht, welches du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte.« Dies ist auch in Übereinstimmung mit dem Charakter des Brandopfers. Das Werk auf dem Kreuz war der Höhepunkt und der Abschluss des Hauptziels Christi auf der Erde, nämlich den Vater zu verherrlichen (vgl. Joh 12,27f.; 13,31).

Doch dieser Vers aus Joh 17 zeigt uns auch einen zweiten Punkt. In dem Augenblick, als der Herr sagte: »Das Werk habe ich vollbracht«, war es da, genau genommen, bereits vollbracht? Nein, denn das Kreuz musste noch kommen, doch der Herr stellte sich hier bereits völlig hinter das Werk. Aber hieraus ersieht man, wie Stuart zu Recht behauptete, dass die Worte »Es ist vollbracht« in Joh 19,30 an sich also ebenso wenig ein Beweis sind, dass das Werk in diesem Augenblick auch tatsächlich vollbracht war. Und in gewissem Sinn war es das auch nicht, denn wenn der Herr nach Aussprechen dieser Worte nicht sein Leben hingegeben hätte, wäre das Werk nicht vollbracht gewesen! Denn gerade in der freiwilligen Hingabe seines Lebens sollte der Vater in besonderer Weise verherrlicht werden (vgl. Joh 10,17f.). Aber dass dieser Gedanke keine einzige Stütze für die Theorie ist, dass der Herr erst nach seinem Tod die Versöhnung zustande gebracht hat, ist völlig klar. In dem Augenblick, als der Herr seinen Geist übergab, war das Werk vollkommen vollbracht.«

In einem abschließenden dritten Teil dieser Beitragsfolge soll das Leiden Jesu aus der Sicht der Propheten und Psalmen, Gottes Wirken in Gericht und Gnade, die wechselseitige Verherrlichung von Vater und Sohn und das Mitleiden und Mitverherrlichtwerden der Gemeinde mit ihrem Herrn zur Sprache gebracht werden.

Hanswalter Gieseke

⁷ Nach W. J. Ouweneel, *Het verhaal van de "Broeders"*, Bd. 1, Winschoten 1977, S. 204.

Die »Mitte« zwischen Armut und Reichtum

»Armut und Reichtum gib mir nicht, speise mich mit dem mir beschiedenen Brot; damit ich nicht satt werde und dich verleugne und spreche: Wer ist der HERR?, und damit ich nicht verarme und stehle und mich vergreife an dem Namen meines Gottes.« (Spr 30,8b.9)



1. Allgemeines zum Thema

Wir Gläubigen, d. h. wiedergeborenen Christen, leben auf der Erde unter den gleichen äußeren Bedingungen wie alle anderen Menschen. Zwar trennt uns unsere himmlische Berufung und ewige Bestimmung von der Welt als System, aber unser Alltagsleben und unsere täglichen Bedürfnisse machen uns immer wieder deutlich, dass wir noch mit der Erde verbunden sind. Der Herr Jesus bestätigt dies in seinem hohepriesterlichen Gebet in Joh 17,11.16: *»diese sind in der Welt«, aber: »sie sind nicht von der Welt«.*

Die Aussage von 1Mo 3,19 *»Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zur Erde«* ist auch heute noch für alle Menschen gültig. Wenn wir in unserem Land auch überwiegend keine Bauern bzw. Landwirte mehr sind, die das *»in natura«* erfahren, so gilt doch der mit dieser Aussage verbundene Grundsatz weiter: Der Kampf ums Dasein, mancher Ärger und Stress bei der täglichen Arbeit, arbeitsmäßige Überlastung und Überforderung sowie z. T. auch Notsituationen und Probleme bei Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Tod in der Familie sind heute häufig unsere Form von *»im Schweiß deines Angesichts«.*

Doch etwas Besonderes haben wir Gläubigen den nicht gläubigen Menschen voraus: Wir wissen uns in allen Lebenslagen – auch in den notvollen – in der Hand unseres Herrn. Um mit den Söhnen Korahs zu sprechen: *»Wenn sie durchs Tränental gehen, machen sie es zu einem Quellenort, ja, mit Segnungen bedeckt es der Frühregen«* (Ps 84,7). Jeder Gläubige kann diese Erfahrung

machen – egal, ob er viel an Geld und Gut hat oder wenig. Dabei gilt es für uns zu bedenken, dass alles, was wir an äußeren Dingen besitzen, z. B. Haus, Wohnung, Auto, Einkommen, Geldvermögen u. a., uns von Gott nur zur Verwaltung nach göttlichen Grundsätzen anvertraut ist.

Nach dem Wort des Herrn Jesus im Gleichnis von den Talenten (Mt 25,14–30) ist dem einen viel anvertraut und dem anderen weniger: fünf Talente – zwei Talente – ein Talent. Der Herr sagt dazu: *»jedem nach seiner eigenen Fähigkeit«* (V. 17). In einem ähnlichen Gleichnis lesen wir, dass der Auftraggeber seine drei Knechte, die ebenfalls eine unterschiedliche Anzahl von Pfunden von ihm erhielten, anwies: *»Handelt, bis ich komme«* (Lk 19,13). Wie diese je drei Verwalter müssen wir einmal vor unserem Herrn Rechenschaft ablegen über unseren Umgang mit dem uns anvertrauten Gut.

Dabei erinnere ich mich gern an ein älteres, gläubiges Ehepaar. Die alte Schwester beklagte sich bei ihrem Ehemann im Blick auf besser gestellte Geschwister, dass sie mit einer kleinen Rente auskommen mussten, in ihrem Leben keine Möglichkeit hatten, sich eine finanzielle Reserve anzulegen, und deshalb immerzu sparen mussten, um keine Schulden zu machen. Der alte, weise Bruder nahm seine Frau in den Arm und erklärte ihr: *»Der Herr gibt nach unserer eigenen Fähigkeit – und er weiß, dass wir vielleicht mit mehr nicht umgehen können. Aber wir erleben doch in so vielen Situationen des täglichen Lebens seinen besonderen Segen, den vielleicht andere Geschwister nicht haben.«*





2. Agurs Ausspruch

Nach Spr 30,1 tat Agur gegenüber einigen Männern einen Ausspruch, der sich über das gesamte 30. Kapitel der Sprüche erstreckt. Agur gesteht, dass er unfähig ist, irgendwelche Erkenntnisse zu erlangen, und dass er keine Weisheit gelernt hat, um »*Erkenntnis des Heiligen*« zu besitzen. Und doch zeigen seine Fragen und die weiteren Aussagen in den Versen 4–7, dass er sich mit der Größe und Macht Gottes auseinandergesetzt hat. Das Wort Gottes steht bei ihm in hoher Achtung. Dann lesen wir in den Versen 7ff. das einzige Gebet im Buch der Sprüche mit zwei von Agur geäußerten Bitten an Gott. Die erste betrifft sein inneres, geistliches Leben: »*Eitles [oder Falschheit] und Lügenwort entferne von mir*« (V. 8a). Bei der zweiten Bitte geht es um sein physisches, menschliches Leben: »*Armut und Reichtum gib mir nicht, speise mich mit dem mir beschiedenen Brot*« (V. 8b). Diese seine zweite Bitte soll uns weiter beschäftigen.

In Vers 9 liefert Agur die Begründung für seine Bitte: »*damit ich nicht satt werde und dich verleugne und spreche: Wer ist der HERR?, und damit ich nicht verarme und stehle und mich vergreife an dem Namen meines Gottes.*« Dieser Mann sieht die Gefahren für uns Gläubige – sowohl bei Armut als auch bei Reichtum. Armut kann uns an der Güte und Gerechtigkeit Gottes zweifeln lassen, und Reichtum kann dazu führen, dass wir uns auf eigene Kraft und Verdienste verlassen und völlig unabhängig werden von Gott, dem wirklichen Geber all dessen, was wir besitzen. Leider können wir, wenn es uns wirt-

schaftlich gut geht, den Geber, d. h. Gott selbst, vergessen. Aus Agurs Gebet sind für uns ernste Folgen herauszuhören:

- Bei Reichtum: Sатtheit und Verleugnung des Herrn.
- Bei Armut: Stehlen und Vergreifen am Namen des Herrn.
- Seine Lösung: »*Speise mich mit dem mir beschiedenen Brot*«, mit anderen Worten: »*Begnügt euch mit dem, was vorhanden ist*« – und: »*Der Wandel sei ohne Geldliebe*« (Hebr 13,5).

Spüren wir etwas von der Herzenseinstellung und der Lebenserfahrung dieses Mannes? Er geht mit diesen Überlegungen im Gebet zu Gott. Wohin gehen wir in solchen Situationen?

Nach den Aussagen der Bibel ist es durchaus eine Tatsache, dass der eine mehr hat als der andere. Die entscheidende Frage dabei ist jedoch, ob jeder gottgemäß damit umgeht als Verwalter dessen, was Gott gegeben hat. Es ist dabei für uns auch nicht schwer, solche Unterschiede als Gottes Handeln hinzunehmen, denn er sagt:

- »*Mein ist das Silber und das Gold*« (Hag 2,8).
- »*Mein ist das Vieh auf tausend Bergen*« (Ps 50,10).
- »*Ich gebe sie dem, der in meinen Augen der Richtige ist*« (Jer 27,5).

Welche Gedanken uns dabei auch immer durch den Kopf gehen – wir sollten uns bei der Beurteilung dieser Dinge von Gottes Wort leiten lassen. Auch dazu drei biblische Aussagen:

- »*Der Segen des HERRN, er macht reich, und Anstrengung fügt neben ihm nichts hinzu*« (Spr 10,22).
- »*Da ist einer, der ausstret, und er bekommt noch mehr, und einer, der*

mehr spart, als recht ist, und es ist ihm nur zum Mangel» (Spr 11,24).

• *»Wer auf Reichtum vertraut, der wird fallen« (Spr 11,28).*

Dabei können wir an Gehasidenken, den Mitarbeiter des Propheten Elisa, der sich an den Geschenken bereicherte, die der ausatzkranke Naaman ursprünglich Elisa geben wollte. Die Folge: Gott schlug ihn mit der Krankheit Naamans.

Betrachten wir den Ausspruch Agurs in V. 8b noch etwas tiefer. Mir scheint, er fragt danach, was *dazwischen* liegt; er will nicht durch Armut oder Reichtum auffallen. So etwa, wie Paulus es in 1Tim 2,2 schreibt, *»dass wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen«, »das in allen Belangen glaubwürdig ist« (NGÜ)*. Wir nehmen wahr: Hier sucht einer die Mitte – nicht arm, nicht reich, sondern die unauffällige Mitte.

Wer sucht schon im wirklichen, tagtäglichen Leben die Mitte, wer will *»mittelmäßig«* sein? Der Schüler in der Schule mit durchschnittlich *»befriedigenden/ausreichenden«* Leistungen: eine mittlere Leistung – alles ganz normal! Jedoch derjenige mit den *»Einser«*-Noten steht im Rampenlicht: Er ist oben, hat Stress, muss sich als Streber beschimpfen lassen und vielleicht sogar kämpfen, um seine sehr guten Noten zu halten. Auch über den Kandidaten mit schlechten *»Fünfer«*- bzw. *»Sechser«*-Noten wird geredet, seine Eltern sorgen sich, organisieren Nachhilfe und bieten ihm eventuell kleine Leistungsanreize. Wir sehen: Oben und unten ist spannend, aber die Mitte erscheint uns etwas langweilig.

Unsere Wohngegend in Mittelhessen ist eine Handball-Hochburg. Wenn die Vereine der 1. und 2. Bundesliga mittlere Tabellenplätze einnehmen, gibt es keine Aufregung; aber sobald es weiter nach oben oder in den Tabellenkeller geht, sind die Zeitungen voll von Berichten, da wird es für die Fans und die Zeitungsleser interessant.

Zurück zu Agur und unserem Thema. Hand aufs Herz: Wollen wir nicht alle gern ein wenig reich werden oder wenigstens das an Geld und Gut, das wir erreicht haben, behalten? Zum größten Teil unbewusst bilanziert jeder ab und zu, vielleicht besonders am Jahresende: Habe ich ein gutes Ergebnis erzielt? Oder wenn ein Minus eingetreten ist: Ich habe mich angestrengt, abgemüht, alles zur Verbesserung getan und habe es dennoch nicht hingekriegt. Leider kommen dann auch die Versuche, eine Verbesserung zu erzielen: Wenn es auf ehrlichem Weg nicht klappt, dann eben mit Lügen und Betrügen. Auch auf diese Gefahr hat Agur hingewiesen.

In einem kleinen Exkurs möchte ich einige beispielhafte Erfahrungen, die ich in meinem langjährigen Berufsleben als Bankchef gemacht habe, exemplarisch weitergeben:

• Ich habe arme Leute erlebt, die sich durch verführerische Kreditwerbung und angeblich günstige Teilzahlungskäufe der Versand- und Kaufhäuser derartig verschuldet hatten, dass sie ganz große Not hatten, über viele Jahre hinweg mit ihren Verbindlichkeiten fertigzuwerden (ich habe über viele Jahre mit Entschuldungsprogrammen gearbeitet).





• Auch sehr reiche Personen habe ich kennengelernt, die durch Habsucht und Gier immer noch mehr haben wollten, dabei sehr riskante Geschäfte machten und dabei oft viel, manchmal durch gewagte Geldanlagen ihr gesamtes Geldvermögen verloren haben. Wer bei den windigen IOS-Anlagen in den 60er-Jahren Verluste gemacht hatte, war einige Jahre später bei den verlustbringenden Bauherrenmodellen wieder dabei.

Leider haben sich aus meiner Sicht auch Gläubige von solchen Dingen verleiten lassen:

• Ich denke an ein Unternehmen eines Christen, das mit 2,5 Mio. DM in Konkurs ging. Im Laufe des Verfahrens stellte der Konkursverwalter fest, dass der Firmeninhaber 250 000 DM auf die Seite geschafft hatte, um damit eine neue Firma auf den Namen seiner Frau zu gründen. Die Folge war ein schlimmer Strafprozess, der über die Presse auch in die Öffentlichkeit gelangte.

• Betrübt war ich auch über einen Bruder, der mich fast jeden Sonntag nach der Anbetungsstunde mit seinen Aktienanlagen bei einer anderen Bank konfrontierte, um Bestätigungen für seine (bereits getroffenen) Geldanlage-Entscheidungen zu bekommen. Mich beschäftigte der Gedanke: Wo waren Herz und Sinn dieses Bruders bei der Anbetungsstunde?

• Ich fand auch häufig eine Bestätigung des Wortes aus 1Tim 8,9f.: *»Die aber, die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstrick und in viele unvernünftige und schädliche Begierden, die die Menschen versenken in Verderben und Untergang. Denn die Geldliebe ist eine Wurzel alles Bösen, der nachstre-*

bend einige von dem Glauben abgerirrt sind«. Hier ist zu beachten, dass Paulus nicht von Reichen spricht, sondern von uns allen, und dass die Betonung auf dem Wörtchen *»wollen«* liegt.

Wie anders und vorausschauend verhält sich da Agur, unser Sprücheweisheitler! Er kannte das wirkliche Leben und das Innere der Herzen der Menschen dieser Welt (Gott sagt: *»böse von seiner Jugend an«*; 1Mo 8,21). Agur kannte vor allem sein eigenes Herz, denn er betete zuvor zu Gott: *»Lügen und Betrügen tu von mir fort«* – *»Falschheit und Lügenwort entferne von mir«* (V. 8a). Entfernen kann man nur etwas, das wirklich vorhanden ist. Er bittet nicht: *»Bewahre mich davor.«* Ich höre aus seinem Gebet: *»Mein Gott, ich will in meinen Umständen, in denen ich lebe, d. h. mit der Versuchung zu betrügen, zu dir kommen. Allein schaffe ich das nicht. Ich brauche Kraft von dir, Beistand und Hilfe für ein klares Verhalten als Gläubiger – ein Verhalten, das dich ehrt!«*

2.1 Reich sein

Wir wenden uns wieder dem ursprünglichen Text zu und lassen noch einmal die Worte des Dichters auf uns wirken: *»Reichtum gib mir nicht, ... damit ich nicht satt werde und dich verleugne und spreche: Wer ist der HERR?«* Er macht das Reichsein am Tageserleben fest, stellt Reich- und Sattsein im direkten Vergleich auf eine Stufe und weist darauf hin, dass dies für uns als Gläubige lebensgefährlich sein kann, indem wir nur noch an uns selbst denken und den Herrn vergessen. Möglicherweise sind wir sogar noch stolz auf das Erreichte

und schreiben es allein unserer eigenen Leistung und unserem Verdienst zu.

Zum Sattsein, das uns trägt, kennen wir das Sprichwort: »Ein voller Bauch studiert nicht gern.« Ob Agur diese körperlichen Folgen im Blickfeld hatte, ist aus dem Bibeltext nicht direkt zu erkennen. Wir erleben aber z. B. in der Arbeitswelt, dass dies für Meetings mit betrieblichem »Arbeitsessen« taktisch ausgenutzt wird und dass die schwierigsten und kniffligsten Themen häufig dann behandelt werden, wenn die Teilnehmer schon die Augen verdrehen und schläfrig werden. Wenden wir das geistlich auf unser Christsein an, dann führt die Linie »Reichtum – Sattsein – Müdigkeit« bei uns dahin, dass wir in unserem Leben für den Herrn Jesus nachlassen und schläfrig werden können.

Noch einmal: »Reichtum gib mir nicht«. Wünschen wir uns nicht manches Mal, keine finanziellen Sorgen zu haben, vielleicht einige tausend Euro mehr auf dem Bankkonto zu haben, um unsere Zukunft, irdisch betrachtet, zu verbessern – vielleicht sogar bis zum Lebensende zu sichern? Ist es nicht verwunderlich, dass unser Sprüchschreiber nicht in diese Richtung denkt und dafür betet? Ich denke, bei ihm steckt auch das vorerwähnte Lebensgefährliche dahinter:

- Bei viel Geld und Reichtum setze ich schnell mein ganzes Vertrauen darauf.
- Es verleitet dazu, nicht mehr an den Herrn zu denken (V.9b), nicht für das »mir beschiedene Brot« zu beten und nicht dankbar für die »Mitte« zu sein, um im Bild zu bleiben.

- Ich fühle mich wie der reiche Kornbauer und betrachte alles als meinen eigenen Erfolg.

Agur liefert die Antwort dazu selbst in V. 9: »damit ich nicht satt werde und dich verleugne und spreche: Wer ist der HERR?« Mit anderen Worten: Wozu brauche ich den Herrn überhaupt noch? Ich kann doch alles viel besser!

Vereinsverantwortliche in der Bundesliga sprechen häufig davon, dass viele Spieler »zu satt« seien. Die Trainer artikulieren, dass sie »hungrige« Spieler brauchen, d. h. Spieler, die noch etwas wollen. Das Hungrigsein führt zu mehr Zusammenhalt, man braucht einander viel mehr. Kann das auch ein Bild für unser geistliches Leben sein, z. B. Hunger nach dem Wort Gottes und Gemeinschaft mit unserem Herrn und auch untereinander?

2.2 Arm sein

»Armut ... gib mir nicht, ... damit ich nicht verarme und stehle und mich vergreife an dem Namen meines Gottes« (V. 8b.9). Andere übersetzen hier: »so fange ich vielleicht an zu stehlen und bringe deinen Namen in Verruf« (GNB). Agur zeigt uns in seiner Weisheit die bei Armut eventuell eintretenden Folgen:

- verarmen, d. h. gar nichts mehr haben zum Leben,
- stehlen – die Versuchung dazu ist dann sehr groß,
- in einer Notsituation den Namen Gottes in Verruf bringen.

Wir sehen: Auch Armut kann für uns als Gläubige lebensgefährlich sein und dazu führen, dass wir durch unser Verhalten zur Unehre Gottes beitragen.

Die Älteren unter unseren Lesern





erinnern sich bestimmt noch an Armut und Not in den ersten beiden Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich weiß noch, wie meine Mutter uns Kindern in dieser Zeit (mein Vater war noch nicht aus dem Krieg heimgekehrt) mittags die letzten Kartoffeln kochte und uns sagte: »Das ist unser letztes Essen, jetzt haben wir nichts mehr.« Doch in ihrer Liebe und Weisheit suchte sie die Kartoffelschalen der letzten drei Tage zusammen, bereitete daraus einen Brei und backte uns Kindern daraus Waffeln. Ich gestehe, dass ich in dieser Zeit leider auch gestohlen habe, z.B. Steckrüben und Kartoffeln auf den Feldern der Landwirte. Auf Eisenbahnzüge, die ganz langsam bergauf fuhr, sprangen wir als Kinder auf und warfen von den mit Kohlen beladenen Waggons Kohlen herunter, um sie anschließend in Körben nach Hause zu tragen. Ich weiß, das war nicht recht; meine Schuld habe ich später meinem Herrn bekannt und seine Vergebung erfahren. Doch ich berichte dies nur, um durch mein eigenes falsches Verhalten die Aussagen Agurs zu bestätigen: Die eigene Armut führte zum Stehlen.

Blicken wir uns unter dem Aspekt der Armut einmal in unserer heutigen Zeit und Welt um, so können uns einige wenige Zahlen die Not der Menschen deutlich machen:

- 50 Mio. Menschen sind weltweit auf der Flucht, darunter viele Gläubige.
- 750 Mio. Menschen hungern täglich, sie leben von weniger als 3 \$ am Tag.
- Täglich verhungern rund 5000 Kinder weltweit; 100 Mio. Kinder

leben auf der Straße.

Das macht uns betroffen. Aber wir dürfen auch Freude und Dankbarkeit empfinden für jede christliche oder auch humanitäre Einrichtung, die für Wasser, Lebensmittel, Kleidung und Medikamente für die Armen dieser Welt Sorge trägt. Selbst die kleinsten Bemühungen helfen weiter; hier nur eine kleine beispielhafte Auswahl:

- **HfK – Hilfe für Kinder in Not e. V.:** Kinderhäuser für Straßenkinder, Aufnahme in Familien, tägliches Essen, Schulbesuch, Hygiene, Botschaft von Jesus Christus.
- **1-Euro-Schule, Äthiopien:** neben der Schule auch weitergehende Bildung, christliche Botschaft und tägliche Mahlzeiten.
- **Schularbeit von Geschwistern in Hedome (Togo) und Tema (Ägypten):** Schulbildung, tägliche christliche Botschaft, Mahlzeiten.

Deshalb sollen auch wir uns nicht abhalten lassen, als Gläubige den wirklich Armen zu helfen gemäß Jes 58,7.9: unser Brot dem Hungrigen zu brechen, »*umherirrende Elende*« ins Haus zu führen, »*Nackte*« zu bedecken und uns unserem Nächsten nicht zu entziehen. »*Dann*«, so sagt uns diese Stelle weiter, »*wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, ... und deine Gerechtigkeit wird vor dir herziehen, die Herrlichkeit des HERRN wird deine Nachhut sein*«. Gott preist den glücklichsten, der auf die Armen Acht hat (Ps 41,2), und sagt in Spr 28,27: »*Wer dem Armen gibt, wird keinen Mangel haben*«.« Der Herr Jesus sagt in Mt 25,40: »*insofern ihr es einem der Geringsten dieser meiner Brüder getan habt, habt ihr es mir getan*«.

3. Gottes Ermahnungen an Reiche und Arme

Die oben zitierte Schriftstelle aus 1Tim 6,9f. zeigt uns, dass sowohl Reiche als auch Arme der Versuchung ausgesetzt sind, nach Geld und Gut zu trachten. Für beide gilt die Mahnung: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, und dies alles [Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung] wird euch hinzugefügt werden« (Mt 6,33).

Ob wir reich oder arm sind: Wenn wir nicht gelernt haben, für den morgigen Tag und für unser ganzes Leben auf Gott zu vertrauen, kann es uns leicht passieren, dass wir in Besorgnis verfallen und nur noch unsere eigenen Kräfte mobilisieren – mit diesen Folgen:

- Wir kommen aus den Sorgen nicht heraus, die wir doch auf ihn werfen sollen (1Petr 5,7).
- Unsicherheit, Unkonzentriertheit, Zweifel, Ärger und Schlafstörungen nehmen zu.
- Wir haben oder nehmen uns kaum noch Zeit für geistliche Dinge; Bibellesen und Gebet werden weniger und hören am Ende ganz auf.

Selbstverständlich kann uns unser Herr auch wirkliche Sorgen und Nöte schicken, um unseren Glauben und unser Vertrauen zu prüfen, um uns näher zu ihm zu bringen.

4. Wahrer Reichtum

In Lk 12,21 gibt unser Herr zusammenfassend sein Urteil über das Tun des reichen Kornbauern ab: »So ist der, der sich selbst Schätze sammelt und nicht reich ist in Bezug auf Gott!« Und in 1Joh 5,12 lesen wir: »Wer den Sohn hat, hat das Leben, wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht«. Geistlich gese-

hen gelangen wir zu wahren Leben und Reichtum, wenn wir die Gnade unseres Herrn Jesus Christus kennen: »dass er, da er reich war, um unserer willen arm wurde, damit wir durch seine Armut reich würden« (vgl. 2Kor 8,9).

Blicken wir in die uns umgebende Welt, so stellen wir fest, dass viele reiche Menschen sich »äußerlich« satt gegessen haben – der Bauch ist voll –, aber es bleibt der Durst und der Hunger der Seele. Ihr »innerer« Hunger ist nicht gestillt, er kann oft nicht einmal artikuliert werden. Prof. Dr. Karl W. Deutsch vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung hat dazu 1984 eine gravierende Aussage gemacht: »Wenn die Seele hungert, kann man sie nicht mit Wohlstand füttern.« Das ist auch für uns als Nachfolger Jesu eine nachdenkenswerte Aussage.

Der weise Prediger gibt in Kapitel 3,11 zu diesem Komplex die bemerkenswerte Antwort: »Gott hat den Menschen die Ewigkeit in ihr Herz gelegt«. Ungläubige kennen Gott nicht. Sie haben jedoch diese vom Prediger genannte Sehnsucht in ihrem Herzen, die sie nicht wahrnehmen, und sind in ihrem Leben leider überwiegend nur mit sich selbst beschäftigt:

- Sucht nach Geld und Reichtum, Fieber des Noch-mehr-haben-Wollens: Wer die ersten 100 000 Euro hat, will noch mehr, mindestens die zweiten 100 000 Euro;
- auf dem Reichtum basierende Ichsucht und Selbstverwirklichung, ständiges Kreisen um sich selbst;
- die Liebe Gottes und das Angebot seiner Rettung durch das Erlös-

ungswerk Jesu wird durch ihr nur irdisch geprägtes Lebensverhalten überhaupt nicht wahrgenommen.

Da darf uns die Frage, wie diese »geistlich Armen« die Liebe Gottes spüren und an Gott glauben können, nicht unberührt lassen; denn die Liebe Gottes muss durch

- uns, durch unser tägliches praktisches Leben, unser Reden und unser Tun,
- das gute Wort Gottes, das wir ihnen bringen dürfen,
- die in uns gewirkte Liebe Jesu zu Verlorenen für sie Gestalt gewinnen.

Mit Eleonore Fürstin Reuß (1835–1903) dürfen wir singen:

Sie suchen, was sie nicht finden,
in Reichtum und Ehre und Glück,
und sie kommen belastet mit Sünden
und unbefriedigt zurück.

Es ist eine Ruh' vorhanden
für das arme, müde Herz.
Sagt es laut in allen Landen:
Hier ist gestillet der Schmerz.

Es ist eine Ruh' gefunden
für alle fern und nah
durch des Gotteslammes Wunden
am Kreuze auf Golgatha.

Eberhard Schneider

In der Schule Gottes

Die Ferien und die damit verbundene Aufregung sind vorbei. Nun heißt es wieder: Schule und Arbeit! Wir lieben die Ferien, aber nicht den ganz normalen Alltag. Die Ferien sind etwas Besonderes, der Alltag ist nur notwendige »Plackerei«. Aber jeder Ältere wird dir sagen, dass es der tagtägliche Besuch der harten Schule ist, der den Charakter bildet und dich Verständnis und Weisheit lehrt.



Hier besteht eine Parallele zum christlichen Leben. Der Herr schenkt uns in seiner Gnade besondere »Gipfelerlebnisse« am Rande des Weges, aber es ist der tägliche Besuch der »Schule Gottes«, der uns entwickelt und uns wachsen lässt, damit wir standhafte Christen werden. Nur bei zuverlässiger und treuer Anwesenheit in dieser Schule lernen wir die Wege Gottes. Ein klares Verständnis seiner Wege geschieht nicht sofort. Kein Schüler kann alles am ersten Unterrichtstag. Es gibt in der Schule Gottes keine Abkürzung zur »Abschlussfeier«.

Schrittweise Heilung

In Mk 8,22–26 finden wir ein einzigartiges Wunder – der Herr heilt einen Blinden schrittweise! Warum schrittweise? Sicher hätte er ihn auch durch ein einfaches Wort heilen können, so wie er es bei anderen Gelegenheiten tat. Aber in allen Wundern des Herrn sind geistliche Lektionen für uns enthalten. Eine der Lektionen dieses Wunders ist die Bedeutung des Besuchs der Schule Gottes.

Wie der Blinde tappten wir in der Dunkelheit herum, bis wir Jesus trafen. Er gab uns das Licht des Lebens. Wir wurden »aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht« gebracht (1Petr 2,9). Aber in vielerlei Hinsicht sind wir noch »Babychristen«. Unsere Augen beginnen die ultimative Realität gerade erst zu erfassen. Wir können »sehen«, aber noch nicht deutlich. Oft müssen wir zugeben: »*Ich erblicke die Menschen, denn ich sehe sie wie umhergehende Bäume*« (V. 24). Wie den Jüngern mangelt es uns an klarem geistlichem Verständnis (V. 21). Wie Petrus fällt es uns schwer zu glauben, dass der Herrlichkeit Leiden vorausgehen

müssen (V. 31–33). Aber wenn der Herr fortfährt, uns seine Hände auf die Augen zu legen, nimmt unser Verständnis für Gottes Reden und Handeln zu und wird deutlicher (V. 25).

Jeden Tag unseres Lebens haben wir Unterricht in der Schule Gottes. Tatsächlich sagt uns 1Kor 13,12, dass der »Schulabschluss« erst kommen wird, wenn wir den Herrn von Angesicht zu Angesicht sehen: *»Denn wir sehen jetzt mittels eines Spiegels, undeutlich, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt worden bin.«* Lasst uns versuchen, bis zum Schulabschluss jeden Kurs so gut wie möglich zu absolvieren!

Kurse in Nachfolge

Einige der Kurse in Gottes Schule werden in diesem Wunder kurz angerissen. Zunächst gibt es einen Kurs »Nachfolge lernen«. *»Und er fasste den Blinden bei der Hand und führte ihn ...«* (V. 23). Haben wir die Lektion gelernt, uns vom Herrn an die Hand nehmen und führen zu lassen? Oder versuchen wir immer noch, alles auf unsere eigene Weise zu tun? Es ist wirklich ein Unterschied, ob wir unser »eigenes Ding« machen (mit des Herrn widerwilliger Zustimmung) oder ob wir dem Herrn voll und ganz folgen!

Ein weiterer Kurs heißt »Aus dem Dorf hinausgehen«. Jesus *»führte ihn aus dem Dorf hinaus«* (V. 23). Das Dorf Bethsaida ist in vielerlei Hinsicht vergleichbar mit der heutigen Welt. In Mt 11,20–24 sehen wir, dass Bethsaida sich weigerte, Buße zu tun und die Herrschaft Jesu anzuerkennen. Die heutige Welt lehnt die Forderungen des Herrn immer noch ab. Und so ruft er uns auf, ihm »aus dem Dorf« zu folgen. Das »Dorf« (oder die Stadt) ist dort, wo die meisten Menschen leben, und das Leben »im Dorf« ist ichbezogen und luxuriös. Christus ruft uns auf, ihm zu folgen, »heraus aus dem Dorf« und weg von der großen Masse (Mt 7,13f.) hin zu einem fordernden Leben (Mk 8,34). In Hebr 13,13 werden wir ermahnt, *»zu ihm hinauszugehen, außerhalb des Lagers, seine Schmach tragend«*. Was es bedeutet, »außerhalb des Dorfes« seine Schmach zu tragen, kannst du erfahren, indem du einfach alle in der Schule, in deinem Studentenwohnheim, in deinem Job oder in deiner Nachbarschaft wissen lässt, dass du ein Anhänger des Herrn Jesus bist.

Grundkurs in Bescheidenheit

In Gottes Schule gibt es immer einen Grundkurs »Bescheidenheit«. *»Und er tat Speichel in seine Augen ...«* (V. 23). Warum Speichel? Ist das nicht ein ziemlich unfines Mittel? Tatsächlich wurde der Speichel eines Rabbis von den Juden zur Zeit Jesu hoch geschätzt, aber welche Lektion können wir aus diesem Teil des Wunders lernen? Wie sehe ich mich selbst im Verhältnis zu einem heiligen und gerechten Gott? Denke ich, dass ich für den »Speichel« Gottes zu gut bin? Erst wenn wir erkennen, dass wir nichts als »blinde« Sünder sind, kann Gottes Heilung kommen. Und erst wenn wir immer mehr begreifen, dass wir nur durch Gottes Gnade gerettete Sünder sind, wird sich unser geistliches Sehvermögen klären.

Kurs im Aufblicken

Zum Schluss finden wir hier noch den Kurs »Aufblicken«. *»Und aufblickend sprach er ...«* (V. 24). In welcher Richtung suchen wir nach Hilfe, Weisheit und Verständnis für unser Leben? Allzu oft wenden wir uns an Berater, Professoren oder von menschlichen »Experten« geschriebene Selbsthilfebücher, wenn wir Antworten auf unsere Fragen und Probleme finden wollen. Kein Wunder, wenn unser Verständnis für wichtige Dinge vernebelt ist und wir unser Leben nicht »auf die Reihe zu kriegen« scheinen!

Auch wenn Gott menschliche Mittel benutzen kann, müssen wir immer zum Herrn aufblicken. Er hat wirklich alle Antworten und Lösungen. Er ist die Quelle aller Kraft und Weisheit. Manchmal *zwingt* uns der Herr auch aufzublicken. *»Hierauf legte er noch einmal die Hände auf seine Augen und ließ ihn aufblicken«* (V. 25, SCH). Gott kann eine Krise, eine Krankheit oder eine Tragödie zulassen, um uns zu Boden zu schlagen, so dass wir zu ihm aufblicken müssen!

In der Schule Gottes werden wir immer mit Liebe und Geduld belehrt. Der Herr blieb bei dem Blinden und ließ seine liebenden Hände so lange auf ihm, bis sein Sehvermögen klar und vollständig war. Die Schule Gottes hat noch immer geöffnet und arbeitet heute noch nach denselben Grundsätzen.

David R. Reid

Quelle: www.soundwords.de

Sprechen wir vom Sündenfall

Vor kurzem las ich eine Notiz in der *Perspektive*, dass in den evangelikalen Gemeinden der Vereinigten Staaten kaum noch über Sünde und Sündenfall geredet werde. Wie weit das zutrifft, kann und will ich nicht beurteilen. Wenn es stimmt, sind sicher viele Gründe für eine solche Entwicklung denkbar.

Über Sünde zu reden ist – wenn es nicht im ironisch-karnevalistischen Sinne geschieht – auch heute noch immer eine Sache, wo das Witzemachen bald aufhört und sich eine ernste Grundierung des Gesprächs fast wie von selbst einstellt. Das hat im Wesentlichen zwei Gründe. Erstens ist man als Gesprächsteilnehmer immer auch *Objekt* des Gesprächs, denn Sünder sind wir nach der Bibel ja alle. Zweitens geht es bei diesem Thema »ums Ganze«, nämlich immer auch um »die Menschheit«, ihren Anfang und ihr Ziel.

Wenn es um die Menschheit als Ganzes geht, sind wir selbst immer mit dabei. Doch wenn wir das Ganze mehr ins Auge fassen, wird unsere Perspektive auf das umfassende Geschehen des Sündenfalls gerichtet. Dadurch werden Entwicklungen in Geschichte und Gegenwart der Menschheit besser verständlich, und sie können von der Plattform der Bibel aus besser beurteilt werden. Das war immer schon wichtig für die Christenheit als Ganzes (vgl. Mt 16,3). In unseren von Massenmedien bestimmten Verhältnissen ist das umso wichtiger. Viele Interessengruppen nutzen heute die Möglichkeit, in kürzester Zeit große Menschenmassen mit den fragwürdigsten Ideen zur Welterklärung zu erreichen und gleichzeitig anonym zu bleiben. Auch auf dem Feld der Politik ist das der Fall. Dann gilt es, sich nicht von jedem Wind der Lehre erschüttern zu lassen, sondern auf festem Fundament zu stehen, und das heißt, die Bibel und ihre Lehren gut zu kennen. Und viele Stellen in der Bibel sind so formuliert, dass sie nicht nur meinen, was sie vordergründig enthalten, sondern sie sind häufig umfassende Denkanstöße, die der Leser inhaltlich zu füllen berufen ist. Das trifft auch auf die Sündenfallgeschichte zu.

Wenn Adam dort gesagt wird: *»so sei der Erdboden verflucht um deinetwillen: mit Mühsal sollst du davon essen alle Tage deines Lebens; und Dornen und Disteln wird er dir sprossen lassen, und du wirst das Kraut des Feldes essen. Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zur Erde, denn von ihr bist du genommen. Denn Staub bist du, und zum Staub wirst du zurückkehren!«* (1Mo 3,17–19), so wissen wir Heutigen, dass das immer noch zutrifft, trotz Agrartechnik und anderen Hilfsmitteln, die uns zur Verfügung stehen. Ohne Anstrengung ist die materielle Sicherung unserer Existenz nicht zu haben. Das bleibt unser Los, und das erinnert uns tagtäglich daran, dass wir eben unter dem Sündenfall stehen.

Im Schweiß seines Angesichts muss der Mensch nun sein Brot essen. Die Frage »Was esse und trinke ich heute und morgen?« bringt ihn nicht nur dazu, schwitzend auf dem Acker zu arbeiten oder seinen Tieren hinterherzurennen, sie treibt ihm auch öfter den Schweiß aus den Poren, wenn er auf seinem Bett liegt und sich Sorgen um die Zukunft macht. Das Letztere unterscheidet ihn nämlich von aller übrigen Kreatur: Er hat ein *Bewusstsein* von sich selbst. Er ist eben nicht nur triebgesteuert wie die Tiere. Er ist nicht nur hungrig, sondern er *weiß* auch, dass er Hunger hat. Er weiß sogar auch, dass er morgen wieder Hunger haben wird, selbst wenn er im Augenblick satt ist. Der Mensch hat



als Geschöpf Gottes ein *Erkenntnisvermögen* verliehen bekommen, wodurch er imstande ist, *sich selbst* zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen.

Dieses Erkenntnisvermögen führt dazu, dass der Mensch aus einem unmittelbaren, naiven Verhältnis zur Welt, wie es alle Tiere haben – und um das wir sie manchmal beneiden –, herausfällt. Unser Verhältnis zur Welt wird aufgrund dieses Erkenntnisvermögens zu einem *gebrochenen* Verhältnis.

Was heißt das? Es heißt, der Mensch hat ein *Bewusstsein für die Zeit* bekommen. Er lebt nicht wie das Tier in der Geborgenheit des Hier und Jetzt, ohne Vergangenheit und Zukunft, sondern sein Erleben in der Gegenwart ist beschwert durch Vergangenheit, die er in seinem Innern als geistige Last mit sich schleppt. Und dann weiß er auch noch, dass es eine Zukunft gibt, die ihn mit ihrer Ungewissheit ängstigt. Sie veranlasst den Menschen, sich nicht nur um die augenblicklichen Bedürfnisse zu kümmern. Er muss sich nämlich um diese Zukunft Sorgen machen, denn es drohen Gefahren in Gestalt von Naturereignissen, in Gestalt von Bedrohungen durch andere Menschen oder durch die Gefährdungen, die aus dem eigenen Ich erwachsen, wie schon ein kluger Mann sagte:

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirkt sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und stört Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.¹

Es kann also keine Rede mehr davon sein, sich im Hier und Jetzt geborgen zu fühlen.

Die Zukunft wird mal mehr, mal weniger als Bedrohung empfunden. Um ihr gegenüber gewappnet zu sein, entsteht das *Verlangen nach Macht*, Macht, die Natur in den Griff zu bekommen und andere Menschen zu lenken. Das Machtstreben ist seinem Wesen nach unbegrenzt, weil der Mensch nach unbeschränkter Sicherheit strebt. Die gibt es aber nur, wenn er alles kontrolliert. Das Machtstreben hat also die Tendenz nach absoluter Kontrolle. Da klingt das Versprechen der Schlange nach: »*Ihr werdet sein wie Gott*« (1Mo 3,5) – aber mit einem schrecklichen Unterton. Diese Macht tendiert zur Allmacht. Selbst wenn man es wohlwollend versteht, ist es eine Allmacht direkt unterhalb der göttlichen Autorität. Es ist eine Macht, die um der allgemeinen Sicherheit willen alles unter ihr Regiment zwingt und damit wieder das abschafft, was dem Menschen *auch* elementar lieb und teuer ist, die persönliche Freiheit.

Dieser (nicht wünschbare) Endzustand ist natürlich äußerst unwahrscheinlich. Dass die Menschen sich trotzdem und schon sehr früh darum bemüht haben, zeigt die Weltgeschichte. Sie zeigt ferner, wie die

¹ Johann Wolfgang Goethe: *Faust I*, Verse 644–651.

Kämpfe um Weltregierung fast immer außer Kontrolle gerieten und Zustände hervorbrachten, die schlimmer waren als die, die man zu überwinden suchte. Dieses Machtstreben, geboren aus der Auseinandersetzung mit einer als feindlich erlebten Umwelt und im Prinzip in jedem Menschen schlummernd, führt dazu, dass »der Mensch des Menschen Wolf« ist und ein »Krieg aller gegen alle«² beginnt, der wie ein Flächenbrand fort dauert.

Das ist in Kurzfassung die Substanz der Menschheitsgeschichte. Mit der Geschichte von Kain und Abel beginnt es. Das Leben der Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradies ist erfüllt von Kämpfen, Krieg und Gewalt, in der die Beteiligten versuchen, den anderen – das sind die Feinde – ihre Art zu leben aufzupropfen.

Doch können wir auch erkennen, dass Gott den Menschen trotz allem nicht sich selbst überlässt. Am Turmbau von Babel wird das augenfällig. Weil die Menschen

den Welteinheitsstaat anstreben, ein Unternehmen, das in einer gefallenen Schöpfung nur zu einer Katastrophe führen kann, verhindert es Gott. Die Sprachverwirrung von Babel ist natürlich und selbstredend eine Strafe für die Menschen. Doch geht Gutes daraus hervor. Indem die Menschheit nämlich eine Vielfalt von Sprachen entwickelt, ist das Ziel eines Welteinheitsstaates in weite Ferne gerückt. Die Menschheit unter einer einzigen Führung zu einigen ist so gut wie unmöglich geworden. Doch die Schöpfung des Staates, der als Institution der »Wolfsgesinnung« des Menschen Grenzen zu setzen vermag, findet die Zustimmung Gottes. Wie sagt Paulus im Römerbrief: »Jede Seele unterwerfe sich den obrigkeitlichen Gewalten; denn es ist keine Obrigkeit, außer von Gott, und diese, welche sind, sind von Gott verordnet« (Röm 13,1).

Der Staat ist ein Bollwerk gegen das Chaos. Der Trieb des Menschen zur individuellen Selbstbehauptung, der nur Anarchie produziert, muss sozusagen eingegrenzt werden. Das staatliche Gewaltmonopol ist die natürliche und gute Konsequenz daraus. Es kann eben nicht sein, dass sich jeder Recht zu schaffen sucht, selbst wenn er im Recht ist. Sehr schön ist das erkennbar in kleinen Einzelheiten des Alten Testaments. Man kann sich sogar zu der Aussage vorwagen: Jeder Staat ist besser als kein Staat, insofern er eben verhindert, dass der Mensch seiner Wolfsnatur die Zügel schießen lassen kann.



Pieter Bruegel der Ältere: Großer Turmbau zu Babel (1563); Kunsthistorisches Museum Wien

² Nach Thomas Hobbes, *Leviathan* (1651).



Das ist von umso größerer Bedeutung, als im Menschen noch ein weiterer Antrieb wirkt, der der *Selbststeigerung*. Im Wesen des staatlichen Gewaltmonopols liegt es nun einmal, dass die Freiheit des Einzelnen eingeschränkt wird. Die Menschen werden alle gleich vor dem Gesetz. Er kann nicht mehr tun und lassen, was er will. Das wird vom Einzelnen immer wieder als Einebnung erfahren, als Beschränkung seiner individuellen Freiheit. Denn in seinem Bewusstsein erlebt sich der Mensch stets als ein Individuum, als ein Unikat, als etwas Besonderes, und die Gleichmacherei des staatlichen Gewaltmonopols wird dann als Angriff auf das eigene Selbst verstanden. In Gang gesetzt und verstärkt wird das Bewusstsein durch die Vergleichung mit den anderen Menschen. *Dass* er ist, sagt dem Menschen das Bewusstsein. *Was* er jedoch ist, erfährt er, indem er sich mit anderen Menschen *vergleicht*. Dabei reicht es ihm nicht, sich von allen anderen Menschen als unterschieden zu erkennen. Die Unterscheidung soll für ihn auch etwas abwerfen. Der Mensch möchte, dass aus dem Vergleich mit anderen für ihn ein positives Ergebnis herauspringt. Das verlangt sein Selbstgefühl. Er möchte von den anderen geschätzt, geachtet, geliebt, vielleicht sogar gefürchtet sein. Nicht nur Unterscheidung an sich ist erwünscht, sondern *Unterscheidung durch Hervortun*. Sein Selbstgefühl soll gewinnen. Erst dann ist er wirklich glücklich. Er will kein Hühnchen sein, auf dem alle anderen herumhacken, sondern jemand, der geachtet und respektiert wird.

Aus diesem Verlangen nach Respektierung der eigenen Individualität entspringen Gefahren und Probleme vielfältiger Art. Sie gefährden in vielfältiger Weise die modernen Gesellschaften, und weil christliche Gemeinden Teil dieser Gesellschaften sind, gehen von ihr auch Gefahren für den Zusammenhalt christlicher Gemeinden in der Gegenwart aus.

Schon die Alten wussten darüber viel zu sagen. Das leidenschaftliche Streben nach Unterscheidung hat bereits der Philosoph Platon zum Thema gemacht. Er gab ihm den Namen »Thymos«. Er ist die Bezeichnung für die Gemütslage eines Menschen, in der das Bedürfnis nach Anerkennung regiert, eine Seelenkraft, die sich in einem Handeln äußert, das ihn aus der Masse der Mitmenschen heraushebt. Es geht dabei also nicht mehr um *Selbsterhaltung*, sondern um *Selbststeigerung*. Um das zu erreichen, werden große Anstrengungen unternommen, Risiken werden eingegangen und große Opfer gebracht.

Ein geradezu klassisches Beispiel für einen thymotisch gesteuerten Menschen finden wir im 3. Johannesbrief in der Gestalt des Diotrefes. »*Ich schrieb etwas an die Versammlung, aber Diotrefes, der gern unter ihnen der Erste sein will, nimmt uns nicht an*« (3Joh 9). Da ist also einer, der nicht nur anerkannt sein will. Er will an der Spitze stehen und die Gemeinschaft regieren. Er ist bereit, alles abzuwehren, was ihm widersteht. Und er hat auch noch ein gutes Gewissen dabei, weil er das Wohl der Gemeinde und seine persönlichen Interessen in eins setzt, sich also nicht vorzustellen vermag, dass das Wohl der Gemeinde etwas anderes sein könnte als das, was er sich vorstellt. Die Einhegung solcher Brüder in einer Gemeinde ist ein schwieriges Unterfangen. Es erfordert Mut

und Stehvermögen, aber auch Fingerspitzengefühl, Selbstkontrolle und Nachsicht – sozusagen allezeit Gnade mit Salz gemischt –, damit die unvermeidbaren Gespräche Gräben schließen und nicht aufreißen.

Der thymotisch gestimmte Mensch ist immer in Gefahr, nur noch sich selbst zu verwicklichen, nur noch seinen Interessen zu dienen und das Wohl der Mitmenschen, der Mitgeschwister ganz aus dem Auge zu verlieren. Der thymotische Mensch ruiniert ganz leicht einzelne Menschen, Familien oder Gemeinden. Wenn er vor den Trümmern z. B. einer Familie steht, sagt er vielleicht: »Ich habe es doch nur gut gemeint.« Das muss man ihm sogar oft glauben, denn er hat *sich selbst nicht durchschaut*, ganz zu schweigen von einer Abschätzung der Folgen seines Verhaltens. Das hätte ihn nämlich zu einem mehr abgekühlten Handeln geführt.

Wenn die Bibel von »Selbstgericht« redet, zeigt sie uns auf, wie wir thymotischem Handeln entgehen können. *Auf den Knien* vor Gott sollten wir über unsere Antriebe Rechenschaft ablegen. »Ich will ehrlich sein vor dir«, heißt es in einem Lied. Das ist entscheidend. Wir brauchen eine Zeit der schonungslosen *Selbsterforschung*. So erhalten wir die Chance, zur Besinnung zu kommen und die eigene thymotische Dynamik einzuhegen. Der Leitung des Heiligen Geistes wird dann möglich.

Dass rationales Handeln und geistgeleitetes Handeln oft nahe beieinander liegen, sehen wir sehr eindrucksvoll bei David und Abigail. Der angehende König ist völlig von seinem Zorn beherrscht, also hochgradig von seinem Thymos angetrieben. Abigail dagegen stellt ihm geistgeleitet und kühl die möglichen schlimmen Folgen seines thymotischen Verhaltens vor Augen, sodass David schließlich sagen muss: »(Abigail), *gesegnet sei dein Verstand*« (1Sam 25,33).

Der Wille zur Selbststeigerung ist im Menschen so stark, dass viele bedeutende Denker in ihm den Motor der Weltgeschichte sehen, und diese Dynamik erwächst nicht aus der wilden Natur des Menschen, sondern aus seinem Geist. Der wiederum lässt sich provozieren durch eine Gegebenheit, mit der er sich absolut nicht abfinden kann. Der Mensch, auch der tatkräftigste, ist sterblich. Die Todesangst ist es im Grunde, die ihn in die Tat treibt. Durch die Tat will er sie überwinden. Natürlich weiß er im tiefsten Grunde seines Herzens, dass der Tod auch bei ihm keine Ausnahme machen wird. Aber er nimmt den Kampf auf. Das ist irgendwie noch bewundernswert, aber auch schrecklich, vor allem wenn man daran denkt, wie viele Menschen auf dem Altar dieses Unsterblichkeitsstrebens schon geopfert wurden. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass zum Beispiel Hitler um seiner Selbststeigerung willen sein eigenes Volk auf die Schlachtbank schickte und andere noch dazu.



Das also ist die Lage. Das ist die Situation des sündigen Menschen auf dem verfluchten Erdboden. Anstrengung, Kampf war jetzt der Nahrungserwerb zur Selbsterhaltung. Es ging aber nicht nur darum, der als feindlich erlebten Natur den Lebensunterhalt abzurufen, sondern ihn gegen andere Menschen zu verteidigen. Das ist später einmal »Kampf





ums Dasein« genannt worden. Paulus spricht mit Recht davon, dass die ganze Schöpfung seufzt (Röm 8,22). Sie muss den Abfall des Menschen von Gott mittragen. Sie ist aber reines Opfer, Täter ist der Mensch.

Mit der Gesamtheit seiner Antriebe ist er unter die Sünde geraten. Ob nun Streben nach Selbsterhaltung (Hunger und Durst) oder Arterhaltung (Sex) oder Streben nach Sicherheit (Macht) oder Streben nach individueller Anerkennung (Selbststeigerung), alle Antriebe haben durchaus ihren guten Sinn. Aber sie enthalten alle die Möglichkeit schwerster Konflikte. Das beginnt mit den Konflikten im Menschen selbst. Er wird laufend angetrieben, dies und jenes zu beginnen, und weiß sogleich, dass er vieles davon nicht tun darf. So erlebt er einen beständigen Kampf in seinem Innern. Er erlebt auch, wie die Antriebe sich in ihm durchsetzen und er gegen alle zehn Gebote verstößt, ohne dass er es eigentlich will. Mindestens *weiß er*, dass sein Tun nicht in Ordnung ist.

Bei dem Menschen, der Gott nicht kennt, liegt die Hemmschwelle oft niedriger, auch weil einflussreiche gesellschaftliche Gruppen in den westlich orientierten Ländern die Schranken niederzulegen suchen. Vorfälle wie die in den Kinderläden in Frankfurt oder in der Odenwaldschule oder in den katholischen Internaten haben fast stets eine Vorgeschichte, die in den Köpfen abgelaufen ist. Dort wurden zuerst die Schranken niedergelegt, wodurch Menschen animiert wurden, ihren Antrieben die Zügel schießen zu lassen.

Dass viele Christen diesen Lebensstil teilen, macht die Sache nicht besser. Doch auch bei jemandem, der sich als Christ tagtäglich bemüht, nicht mit den Wölfen zu heulen und sich vom Heiligen Geist verwandeln zu lassen, hört der Kampf nie auf. Der Zwiespalt, das innere Ringen nimmt kein Ende, solange wir hier sind. Siege und Niederlagen wechseln sich ab, man könnte glatt verzweifeln.

Diese Lebenserfahrung scheint Paulus beim Verfassen von Röm 7 begleitet zu haben. *»Denn ich weiß, dass in mir, das ist in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt; denn das Wollen ist bei mir vorhanden, aber das Vollbringen dessen, was recht ist, [finde ich] nicht. Denn das Gute, das ich will, übe ich nicht aus, sondern das Böse, das ich nicht will, dieses tue ich ... Denn ich habe Wohlgefallen an dem Gesetz Gottes nach dem inneren Menschen; aber ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetz meines Sinnes widerstreitet und mich in Gefangenschaft bringt unter das Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist.«* Dann folgt der Ausruf: *»Ich elender Mensch! Wer wird mich retten von diesem Leibe des Todes?«* (Röm 7,18–24).

Man merkt daran, dass der Apostel wie alle anderen Menschen diese Grundbefindlichkeit des menschlichen Lebens durchleidet. Und weil er sie so durchleidet, wird ihm das Erlösungswerk Christi umso bedeutender, was man in den letzten Worten des Kapitels erkennen kann.

So wie nun einmal die Dinge in dieser Welt liegen, müssen wir damit auszukommen suchen. Wir sind umgeben von einer gefallenen Schöpfung, müssen uns mit ihr auseinandersetzen, solange wir leben. Die Existenzsicherung verlangt von uns zum Beispiel, das Unkraut einzudämmen oder den CO₂-Ausstoß zu verringern, die Verkehrsregeln zu

beachten und staatliche Ordnung überhaupt aufrechtzuerhalten und vieles andere. Der »Schweiß des Angesichts« ist überall dabei, im eigentlichen oder uneigentlichen Sinne. Durch die Tätigkeiten des (sündigen) Menschen leidet die Schöpfung, und sie leidet auch in sich selbst. Sie seufzt. Wir Menschen seufzen mit, denn wir sind Teil der Schöpfung. Gehören wir Christus an und haben »*die Erstlinge des Geistes*«, seufzen wir umso mehr und sollten es aus gutem Grund (Röm 8,22). Wenn nämlich »*jemand in Christus ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden*« (2Kor 5,17). Mit dem Leben aus Gott ist dem Menschen auch eine Vorstellung vermittelt worden, dass die bestehende Welt nicht das Maß aller Dinge ist. Es ist eine Welt verheißener, die zukünftige nämlich, wo die Triebkräfte, die das irdische Leben regieren, in ihrer Macht gebrochen sind, eine zukünftige Welt wird erkennbar, »*in der Gerechtigkeit wohnt*« (2Petr 3,13).

Wir sollten aber nicht der Versuchung erliegen, nur über die schlechte Welt zu klagen. Draußen, außerhalb meiner selbst alles Schlimme zu suchen ist eine falsche Einstellung. Denn wir selbst sind betroffen: »... *sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes haben, auch wir selbst seufzen in uns selbst, erwartend die Sohnschaft: die Erlösung unseres Leibes*« (Röm 8,23). Wir leiden auch an uns selbst, weil wir Teil der (gefallenen) Schöpfung sind. Als Geschöpfe nehmen wir teil an allem, was die Schöpfung zu bieten hat, an Hunger, Krankheiten, Naturkatastrophen, Kriegen und Ähnlichem. Der wiedergeborene Christ hat aber die Möglichkeit eines umfassenderen Verständnisses, dank des Heiligen Geistes bzw. dank der Bibel. Diese Welt mit ihrem Elend ist für ihn nicht das Endgültige, nicht das letzte Wort der Weltgeschichte. Es gibt eine Welt, die frei ist von den Ketten der Sklaverei, in die sie durch den Sündenfall geraten ist. Das ist die zukünftige Welt, die unter der Herrschaft Christi stehen wird.

Darüber hinaus ist das die Welt, in der auch die Erlösten von den Ketten ihrer eigenen Leiblichkeit frei geworden sind. Das ist ja, was ihnen hier im »*Leib der Niedrigkeit*« (Phil 3,21) noch fehlt. Es fehlt gegenwärtig noch die »*Erlösung unseres Leibes*«. Wie heißt es so schön bei Paulus: »*Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden zwar nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden*« (1Kor 15,51). Ob wir nun durch den Tod gehen oder bei der Wiederkunft des Herrn dabei sind, wir werden durch diese Erlösung, die Verwandlung passend gemacht für das ewige Reich, in dem Gerechtigkeit wohnt, alle Mühsal vorbei ist und Gott alle Tränen abwischen wird. Das ist der große Schlussstein, mit dem Gott sein Erlösungswerk krönt. Ihm sei die Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Und uns gilt die Zusage: »... *du wirst die Mühsal vergessen, wirst ihrer gedenken wie vorübergeflossener Wasser*« (Hi 11,16).

Karl Otto Herhaus

Farewell address

Der folgende Text entstand im Rahmen der an Schulen alljährlich anfallenden Verabschiedung einer Jahrgangsstufe. Er enthält einige »erweckliche« Gedanken, die möglicherweise auch für einen über die ursprünglichen Adressaten hinausgehenden Leserkreis nützlich sind. Auch werden einige wenige Aspekte eines – so dringend zu entwickelnden – christlichen Bildungsbegriffs zumindest angerissen. Die Redaktion hielt es für reizvoll, den Redecharakter des Textes beizubehalten.



Schwanengesang verboten

»M eine sehr verehrten Damen und gewissermaßen sehr verehrten Herren. Mir wurde der Vorschlag gemacht, ich solle hier für wohltätige Zwecke einen populären Vortrag halten. Nun gut. Wenn's ein Vortrag sein soll, dann eben ein Vortrag. Ich bin kein Professor und weit davon entfernt, einen wissenschaftlichen Grad zu besitzen, aber nichtsdestoweniger arbeite ich nun schon dreißig Jahre lang unaufhörlich, ja zum Schaden meiner eigenen Gesundheit. Ich denke nach, und manchmal schreibe ich sogar, stellen Sie sich das vor.«

Mit diesen Worten beginnt Anton Tschechows Einakter *Über die Schädlichkeit des Tabaks*. 30 Dienstjahre sind es bei mir noch nicht. Ich wähle den alten Tschechow als Einstieg für meine kleine Abschieds-»Rede« gleichwohl, weil ich annehme, dass ihr mit derlei rechnet: Ein altkluger Lehrer hält eine letzte »Ansprache« an seine Schüler – was habt ihr da anderes zu erwarten als sogenannte gute Ratschläge, peinigend und nervtötend? Das möchte ich auf jeden Fall vermeiden.

Dafür habt ihr mich und meine »Lebensernst-Mahnreden« in unzähligen Unterrichtsstunden viel zu oft geduldig ertragen.

»Wer ist ein Lehrer wie er?« oder Das Gleichnis von den Talenten

Ich habe mich daher entschieden, jemand anderes zu Wort kommen zu lassen. Wir Lehrer im Allgemeinen – ich hoffentlich nicht im Besonderen – machen gern viele Worte und sagen dabei nicht immer allzu viel. Ganz anders verhält es sich da mit dem Lehrer par excellence – die Rede ist von Jesus Christus. Wer sich einmal Zeit nimmt für die Lektüre vor allem seiner Gleichnisse, dem kommt unwillkürlich der Vers in den Sinn: »*Wer ist ein Lehrer wie er?*« (Hi 36,22). In wenigen Worten erklärt uns Jesus, wofür wir wortreiche Erklärungen, ganze Wortkaskaden, benötigen.

Da bildet auch das Gleichnis von den Talenten (vgl. Mt 25,14–30) keine Ausnahme, von dem hier die Rede sein soll. Ein reicher Mann verlässt dort für eine Weile sein Land und vertraut drei seiner Knechte mit unterschiedlichen Begabungen unterschiedlich viel Geld (im biblischen Sprachgebrauch »Talent«) an. Der erste bekommt fünf, der zweite zwei Talente und der dritte bloß eins. Zwei der Knechte gelingt es, ihr Talent zu verdoppeln, also fünf bzw. zwei hinzuzugewinnen, der dritte hingegen vergräbt es einfach nur. Als der reiche Mann zurückkehrt, fordert er von den zurückgebliebenen Knechten Rechenschaft über den Umgang mit seinem Geld. Die beiden, die die Talente ihres Herrn verdoppelt haben, werden gelobt, der, der das Talent lediglich vergraben hat, wird harsch getadelt und schlimm bestraft.

Wieso kommt es mir in den Sinn, am heutigen Tag, wo es Abschiednehmen von Schule, Lehrern und Klassenkameraden heißt, von diesem Gleichnis zu sprechen? Ich will versuchen, das zu erklären ...

Wuchern erlaubt

So wie der reiche Mann seine Knechte mit wertvollen Talenten ausgestattet hat, so hat auch Gott, der Schöpfer, einen jeden Einzelnen von euch mit großen Begabungen ausgestattet. Ich habe mich nunmehr sechs Jahre lang davon überzeugen können, welches Potential in euch steckt. Eine Klasse mit diesem Spektrum an Begabungen zu entlassen stimmt wehmütig. Es ist aber nichtsdestotrotz notwendig. Mit Talenten muss man wuchern, und zwar draußen, im Leben, außerhalb von Schule – vom behüteten Raum einer christlichen Schule allemal.

»... jedem nach seiner Fähigkeit«

Ich finde es dabei toll, dass Jesus den, der lediglich zwei Talente bekommen hat, nicht dafür tadelt, dass er nicht auch fünf hinzugewonnen hat. In der Schule musset ihr – Differenzierung hin oder her – oft dasselbe schaffen. Bei Gott ist das anders. Wir werden nicht daran gemessen, welch absolutes Pensum wir schaffen, sondern ob wir entsprechend unseren Begabungen und Fähigkeiten und entsprechend seinen Vorgaben fleißig mit unseren Talenten wuchern und etwas hinzugewinnen. Sich aus dem, was man weiß und kann, ein Gewissen zu machen





– aus dem Wissen ein Ge-wissen – ist aus biblischer Perspektive wichtiger, als mit Wissen und Begabung hausieren zu gehen, zu kokettieren oder gar Unfug zu treiben. Dass Gott uns danach beurteilt, ob wir entsprechend unseren Fähigkeiten etwas hinzugewinnen, entlastet einerseits. Aber es spornt auch an. Jesus sagt in Lk 12,48: *»Jedem aber, dem viel gegeben ist – viel wird von ihm verlangt werden; und wem man viel anvertraut hat, von dem wird man desto mehr fordern.«*

Schlimm ist es, sein Talent zu vergraben. Der Kontext des Gleichnisses macht klar, dass es sich hierbei um einen Menschen handelt, der Gott nicht kennt. Als *»harten Mann, der erntet, wo er nicht gesät, und sammelt, wo er nicht ausgestreut hat«*, bezeichnet Gott nur, wer ihn nicht als liebenden Vater kennengelernt hat, der seinen Sohn in die Welt sandte, damit dieser stellvertretend und sühnend für uns Sünder stirbt. Mit einer solch verkehrten Meinung über Gott von einer christlichen Schule ins Leben zu starten, das wäre für uns Lehrer in der Tat ein »worst case«. Die »christlichen Werte« einer ebensolchen Schule zu schätzen ist löblich, es reicht aber nicht, um errettet zu werden. *»Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden«* (Apg 16,31) ist heute wie vor 2000 Jahren der Weg, auf dem ein jeder von uns mit Gott ins Reine kommen, ihn wirklich kennenlernen kann.

Ich habe bereits erwähnt, dass ihr mit überdurchschnittlich vielen Talenten ausgestattet seid – mit analytischer Intelligenz ebenso wie mit sozialer. Lasst mich daher abschließend einige Perspektiven aufzeigen, sozusagen kleine »Appelle« formulieren.

Werdet keine Spießler

Mit dem, der das Talent vergräbt, sind – wie gesagt – in erster Linie Nicht-Christen gemeint. Dieser Teil des Gleichnisses wendet sich aber auch an Christen, die die verändernde Kraft des rettenden Glaubens schon erfahren haben. Der Mensch, der in Mt 25 sein Talent vergräbt, vergräbt es bezeichnenderweise in der Erde. *»Mein Haus, mein Auto, mein Boot«* – diese Devise kann auch Christen derart in Beschlag nehmen, dass sie daran gehindert werden, wirklich *»reich zu sein in Bezug auf Gott«* (Lk 12,21). Ich bin gespannt auf eure weitere Entwicklung. Wenn wir uns in einigen Jahren einmal wiedersehen und ihr bereits euer eigenes Gehalt bezieht – werdet ihr dann reicher geworden sein in Bezug auf Gott oder werdet ihr abendfüllend über euren neuen Wagen oder das neu geflieste Bad berichten können? Ich bin gespannt!

Pflegt asymmetrische Beziehungen

An der christlichen Schule wart ihr mit Schülern zusammen, die in etwa demselben Milieu entstammen wie ihr. So wichtig und berechtigt christliche Gemeinschaft auch weiterhin sein wird, Christen sind gleichzeitig aufgefordert, auch asymmetrische Beziehungen zu pflegen (vgl. Lk 14,12–14). In einem multikulturellen Land mit hohem Ausländeranteil wie Deutschland sind Christen besonders aufgefordert, ausländischen Mitbürgern den Weg zu Jesus zu weisen. Ich hoffe und bete, dass ihr ohne

dumpfe Vorurteile und Stereotype gegenüber den »Fremdlingen« unserer Zeit ins Leben geht. Wer anderen Menschen und besonders Ausländern das Evangelium antragen möchte, dem stehen nationale Dünkel und Deuschtümelei jedweder Art schlecht an.

Bei der Lektüre des besagten Gleichnisses kann man eine interessante Beobachtung machen: Der reiche Mann, der für eine Zeit verweist, macht seinen Knechten keine detaillierten Vorschriften, wie sie mit seinen Talenten zu wirtschaften haben. Er hat einfach das Vertrauen in seine Knechte, dass sie es richtig machen. Dasselbe Vertrauen setzt Jesus auch in euch, wenn es darum geht, eure Fähigkeiten im Dienst für ihn einzusetzen und Menschen die gute Botschaft anzutragen. Wir dürfen kreativ sein, wenn es darum geht, Menschen mit dem Evangelium bekannt zu machen. Worte allein sind dabei nicht immer hilfreich. So wie das Begriffspaar »*tun und lehren*« sozusagen programmatisch für den Dienst Jesu war (vgl. Apg 1,1), solltet auch ihr immer beide Flügel gebrauchen, um der guten Botschaft Auftrieb zu verleihen: »*Wort*« und »*Werk*«, wie es Paulus im Brief an die Kolosser formuliert (vgl. Kol 3,17).

Sieh nicht, was andre tun ... Geh einfach Gottes Pfad

Mich selber hat immer beruhigt, dass es in o. g. Gleichnis nicht heißt: »*Wohl, du guter und großer Knecht*«, sondern »*treuer Knecht*«. Vielleicht wird der eine oder andere von euch sehr wohl nach China in die Mission berufen. Die meisten von euch werden jedoch vermutlich einen äußerlich eher unspektakulären Glaubensweg gehen; das ist kein Mangel, sofern man sich dabei von Gott geleitet weiß und gebrauchen lässt.

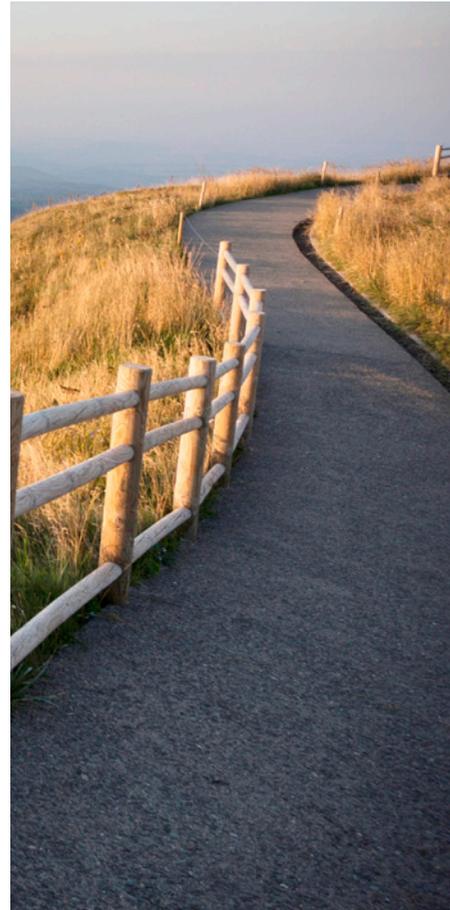
Gott möchte uns immer auf einem geraden Weg der Nachfolge führen. Haben wir aber einmal durch eigenes Verschulden seine Nähe verloren, führt er uns auf einem direkten Weg und ohne Umschweife wieder zu sich zurück. Wer Gott in seine Pläne einbezieht und nach seinem Willen leben möchte, dessen Wege ebnen sich dann wieder. Ich wünsche euch daher jedem persönlich einen Weg, der in dem alten und schönen Wortsinn »schlecht und recht« (d. h. schlicht und gerade) ist.

Marcel Haldenwang

Sieh nicht, was andre tun,
der andern sind so viel,
du kommst nur in ein Spiel,
das nimmermehr wird ruhn.

Geh einfach Gottes Pfad,
lass nichts sonst Führer sein,
so gehst du recht und grad,
und gingst du ganz allein.

Christian Morgenstern



Timothy Keller
mit Katherine Leary Alsdorf:

Berufung

Eine neue Sicht für unsere Arbeit

Gießen/Basel (Brunnen) 2014

Geb., 277 Seiten

ISBN 978-3-7655-1682-5

€ 22,00



Der amerikanische Soziologe Robert N. Bellah meint in seinem Buch *Gewohnheiten des Herzens* in Bezug auf die Stabilisierung der amerikanischen Kultur: »Um zu einer wirklichen Veränderung zu kommen, ... [müssten wir] uns die Idee des Berufs oder der Berufung wieder aneignen ..., müssten wir zu der Idee zurückfinden, dass Arbeit ein Beitrag zum Wohl aller und nicht bloß ein Mittel zum eigenen Fortkommen ist.« Er plädiert also für eine Abkehr vom »expressiven Individualismus« und für die Wiederentdeckung, dass alle menschliche Arbeit nicht bloß ein »Job«, sondern eine Berufung ist.

Timothy Keller ergänzt im vorliegenden Buch, »dass ein Denken, das Arbeit in erster Linie als Mittel zur Selbstverwirklichung sieht, den Einzelnen langsam kaputt macht und ... damit auch die ganze Gesellschaft untergräbt«. Und: »In einer gefallenen Welt ist Arbeit frustrierend und anstrengend, und nur zu leicht kommt man zu dem Schluss, dass man ihr aus dem Weg gehen oder sie halt über sich ergehen lassen muss«.

Wie Keller weiter ausführt, ist die griechische Einstellung zur Arbeit im Denken und in der Praxis der christlichen Kirche über die Jahrhunderte weitgehend bewahrt worden und beeinflusst noch heute unsere Kultur stark. So war für Aristoteles die Muße (die Möglichkeit, zu leben, ohne arbeiten zu müssen) eine Hauptbedingung für ein wirklich lebenswertes Leben, und Platon argumentiert, dass unser Leib ein Klotz am Bein unserer Seele und ihrer Suche nach Wahrheit sei. In diesem Denken ist die einzig »gute« Arbeit die, die uns

so viel Geld einbringt, dass wir andere dafür bezahlen können, uns die niedrigen Tätigkeiten abzunehmen. Eine Folge dieser Einstellung ist, dass viele Menschen Berufe ergreifen, für die sie überhaupt nicht geeignet sind, die aber ein höheres Gehalt oder mehr Prestige versprechen. Andere sind lieber arbeitslos, als dass sie Arbeiten »unter ihrem Niveau« verrichten, und viele in vermeintlich höheren Berufen sehen verächtlich auf so manche praktisch Tätige herab.

Die Bibel aber sieht diese Dinge völlig anders. Alle Arbeit, ob vorwiegend mit den Händen oder mit dem Kopf, ist Zeichen der Würde des Menschen, weil sie das Bild Gottes, des Schöpfers, in ihnen spiegelt. Das zeigt z. B. 1Mo 1 klar, als der Mensch eine Aufgabe bekommt. Während also die alten griechischen Philosophen gewöhnliche Arbeit (vor allem körperliche) als etwas sahen, das den Menschen auf die Ebene des Tieres drückt, sieht die Bibel alle Arbeit als etwas, das den Menschen vom Tier unterscheidet, ihn erhebt und ihm Würde gibt.

Im Mittelalter führte das dazu, dass Mönche Erlösung durch religiöse Arbeit suchten; analog dazu suchen heute viele etwas Ähnliches wie Erlösung (nämlich Selbstachtung und Selbstwert) durch ihre Karriere. Das Evangelium befreit jedoch von diesem Druck, uns selbst beweisen und unsere Identität durch Arbeit gewinnen zu müssen, denn die nötige Selbstvergewisserung ist durch Christus bereits geschehen. Es befreit uns aber auch vor einer herablassenden Haltung gegenüber »einfacher« Arbeit und vor dem Stolz

auf »höhere« Tätigkeiten. Da wir die Dinge, die andere durch ihre Arbeit bekommen wollen – Erlösung, Selbstwert, ein gutes Gewissen und inneren Frieden –, in Christus schon haben, können wir nun einfach arbeiten, weil wir Gott und unsere Mitmenschen lieben. Diese Sicht gibt aller Arbeit einen gemeinsamen hohen Sinn: Gott zu ehren, indem ich ihm durch meine Arbeit diene, meinen Nächsten liebe und auch ihm diene.

Viele dieser Gedanken dürften für den Leser nicht neu sein. Die Lektüre des Buches lohnt sich

aber trotzdem: Seine Qualität liegt u. a. darin, dass die Zusammenhänge sehr differenziert und auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen dargestellt werden, und zwar unter den Kategorien »Gottes Plan für unsere Arbeit«, »Unsere Probleme mit der Arbeit« und »Das Evangelium und die Arbeit«. Einige Details Aussagen kann ich zwar so nicht teilen, aber die Gesamtlektüre hilft dabei, eine etwas andere Sicht auf (unsere) Arbeit zu bekommen.

Jochen Klein



Kurs- und Studienmaterial

Das praktische Studienbuch für Bibelleser und Mitarbeiter.

Plus:



hilfreiche Videos zu wichtigen Arbeitsschritten online.

Peter Güthler Die Bibel studieren und lehren

Broschiert, 168 Seiten, 17 x 24 cm

ISBN 978-3-95790-002-9

Best.-Nr. 682 002

EUR 13,95



Sich
und andere
im Glauben
fördern



 rigatio Stiftung gGmbH |
Carl-Benz-Straße 2 | 57299 Burbach

www.rigatio.com

Herr, wir brauchen Regen

Der große amerikanische Erweckungsprediger Charles Finney (1792–1875) war wie Elia ein Mann des Gebets.

Es war im Sommer des Jahres 1853. Das Wetter war ungewöhnlich heiß und trocken, sodass die Weiden verbrannten. Es sah so aus, als würde es eine schreckliche Missernte geben. Unter diesen notvollen Umständen versammelte sich die große Gemeinde an einem Sonntag wie immer in der Kirche der amerikanischen Stadt Oberlin. Hier wurde es Finney trotz des strahlenden Sonnenscheins auf die Seele gelegt, um Regen zu beten.

»Lieber Herr, wir sind nicht so vermessen, dass wir dir vorschreiben wollten, was für uns das Beste ist; doch du selbst ermunterst uns wie ein Vater seine Kinder, dass wir zu dir kommen sollen und dir unsere Wünsche und Anliegen vortragen. Wir ersehnen uns Regen. Unsere Weiden sind von der Sonne

versengt. Die Erde hat tiefe Risse und schreit nach Regen. Die Kühe wandern umher und brüllen nach Wasser. Auch die Eichhörnchen im Wald leiden Durst. Wenn du uns keinen Regen schickst, wird unser Vieh elend eingehen und unsere Ernte zunichte werden. O Herr, sende uns einen gnädigen Regen, und zwar jetzt gleich auf der Stelle! Wenn wir jetzt jedoch auch kein Anzeichen dafür entdecken können, ist es dir doch ein Kleines. Bitte, Herr, sende uns jetzt Regen um Jesu Christi willen. Amen.«

Finney las dann einen Bibeltext und begann seine Predigt. Aber schon nach wenigen Minuten musste er sie unterbrechen, weil ein Wolkenbruch niederprasselte.

Finney hielt einen Augenblick inne. »Wir sollten hier erst einmal eine Pause machen«, sagte er, »und Gott für den herrlichen Regen danken.«

Charles E. Cowman

(aus: Alle meine Quellen sind in Dir)